

Die Idee einer gemeinsamen Sekundarschule der Gemeinden des Limmattals wurde 1833 von Pfarrer Sprüngli, Schlieren, aufgegriffen. Nach langen Verhandlungen mit den einzelnen Gemeinden konnte auf den 1. Januar 1835 in Oberengstringen mit Lehrer Bachmann aus Dielsdorf die erste Sekundarschule des Bezirks Zürich-Land eröffnet werden. Einunddreissig Schüler aus dem ganzen zürcherischen Limmattal sowie aus Urdorf und Birmensdorf fanden sich zum Unterricht ein.

Der ganz beträchtliche **Schulweg** nach Oberengstringen musste damals wohl zu Fuss zurückgelegt werden. Das hatte zur Folge, dass schon 1838 nur noch fünf Schüler diese Sekundarschule besuchten. Sie musste mehrmals umorganisiert werden. Als ich 1934 nach Dietikon kam, bestand neben der Primarschule Dietikon die von ihr völlig unabhängige aus fünf grossen Schulklassen bestehende **Sekundarschule Dietikon-Urdorf**.

Alle Schülerinnen und Schüler aus Urdorf legten ihren Schulweg nach Dietikon mit dem **Fahrrad** zurück. Obwohl von den Urdorfern die stark befahrene Berntrasse bis viermal täglich gekreuzt werden musste, wurde nie ein Verkehrsunfall bekannt, ja es fiel sogar auf, dass die Schülerinnen und Schüler aus Urdorf, wahrscheinlich wegen ihres regelmässigen Fahrtrainings bei jedem Wetter, immer besonders gesund und widerstandsfähig waren.

Da 1934 keiner meiner Sekundarschüler schwimmen konnte, und da kein Schwimmbad in der Nähe war, musste ich mit meiner Schulklasse zum Schwimmunterricht nach **Wettingen** radeln. Alle Schüler aus Urdorf besaßen ein Velo, und die meisten aus Dietikon konnten für die „**Schwimm-Ausflüge**“ eines auftreiben. Für den kleinen Rest mietete ich Räder in der Velohandlung Wehrli, und auf dem Pausenplatz wurden vor unsern Ausfahrten Fahrübungen durchgeführt.

In geordneter Zweierkolonne, wie ein Veloverein, radelten wir dann an freien Nachmittagen zum neuen „Terrassenschwimmbad“ in Wettingen, erlernten zuerst das Tauchen im Nichtschwimmerbecken und bald auch das normale Schwimmen und das Wasserspringen vom Ein- und vom Dreimeter-Sprungbrett.

Auch Frau Maria und meine beiden kleinen Söhne erlernten hier in Wettingen die Kunst des Schwimmens.

Die Zahl der Sekundarschüler aus Urdorf wurde aber von Jahr zu Jahr grösser, so dass aufs Schuljahr 1958/59 in Urdorf eine eigene Sekundarschule eröffnet werden konnte. Nach der Loslösung Urdorfs konnte Dietikon endlich seine beiden Schulpflegen, die Primarschulpflege und die Sekundarschulpflege zu einer einzigen Behörde zusammenschliessen.

Das Fahrrad benützten Maria und ich damals recht häufig. Wir benötigten es zum Besuch der Volkstanzproben im Hirschengrabenschulhaus Zürich, beim Einkaufen und bei andern Fahrten. Mit den beiden kleinen Buben im Kindersitz radelten wir auch oft zu unsern Eltern nach Ottikon und Meilen.

Die Situation änderte erst als ich zuerst ein ganz leichtes, grünes „Töffli“, später den „vespaartigen“ roten **Motorroller** „Prima“ anschaffte. Auf diesem Roller konnte Maria hinter mir aufsitzen. Zu zweit leisteten wir uns auch Ausflüge, z.B. über hohe schweizerische und österreichische Alpenpässe. Doch ach, auf den schmalen Strassen wurden wir mehrmals durch Reiseautos und Lastwagen ganz gefährlich an den Abgrund hinausgedrängt, so dass ich schliesslich einen weissen „**VW-Käfer**“ anschaffte und die Fahrräder einem Kollegen schenkte. Den roten Roller hatte mir Nichte Regula Gubler abgenommen.

Im Radiostudio (Vor dem Volkstanzball 2002)

Am Abend vor dem festlichen **Volkstanzball 2002**, d.h. am 18.1.2002, wanderte ich in der Dunkelheit der Limmat entlang zu Islers an der Buchsackerstrasse Nr. 20 in Dietikon. **Kathrin Isler-Jud** ist eine ehemalige Schülerin von mir und Vorstandsmitglied des Volkstanzkreises Zürich. Johannes Schmid-Kunz hatte uns beiden eine Aufgabe zugeteilt, die er selbst nicht übernehmen wollte, da er unmittelbar vor uns im Radiostudio im Zusammenhang mit einer Volksmusiksendung beschäftigt war.

In Islers grossem Auto fuhren wir durch den Gubristtunnel nach Zürich-Oerlikon zum riesigen Radiostudio, in dem 450 Angestellte arbeiten. Kathrin kennt sich sehr gut in dieser Gegend Oerlikons aus, denn als Seminaristin hatte sie hier längere Zeit ihrer Ausbildung ein Seminar-Dependence verbracht.

Beim Eingang wurden wir genau registriert und mussten uns in ein Buch eintragen. Dann empfing uns **Herr Tschümperlin**, der ein Interview über den Volkstanzball mit uns veranstalten wollte. Bei einem Glas Orangensaft redeten wir gute zwei Stunden lang über den Volkstanz und vor allem über die Entstehung des Balls und des Tanzkreises Zürich.

Dann begaben wir uns in ein **Spezialstudio**, das so eingerichtet ist, dass der Fragende angenehm mit mehreren Personen sprechen kann und jeder Befragte sein eigenes Mikrophon vor sich hat. Unsere Texte sollten wenige Stunden vor dem Ball ausgestrahlt werden, anschliessend an ein zum Thema passendes Volksmusikkonzert.

Immer wieder fragten wir uns, wie man die Sache gestalten könnte, dass sie den Zuhörern gefällt, vor allem aber auch so, dass der Volkstanz und unser Ball durch unsere Bemerkungen neue Freunde gewinnt, und dass niemand vom Volkstanzen abgeschreckt wird.

Herr Tschümperlin verstand es, seine Fragen und Überleitungen geschickt zu formulieren und aus unsern Antworten nach der Besprechung mit uns das Wesentliche und das Brauchbare zusammenzustellen.

Da ich mir die **Sendung** am folgenden Tag, am Samstag, 19.1.2002, nach den 16. Uhr-Nachrichten, anhören wollte, aber nicht wusste, auf welchem Schweizersender sie ausgestrahlt wird, schaltete ich im Schlafzimmer den ersten und in der Küche gleichzeitig den zweiten Schweizersender ein.

Während ich mich für den Ball umkleidete, spitzte ich die Ohren und fand sofort heraus, dass unsere paar Minuten zwischen gut dazu passenden Volksmusikstücken auf „**Radio DRS 1**“ von etwa 16 Uhr 5 bis 16 Uhr 20 zu hören waren. Halb mit der wertvollen Wehntalertracht bekleidet, setzte ich mich aufs Bett und hörte zu. Alle Welt konnte nun hören, was Tschümperlin, Kathrin und ich zu sagen hatten!

Und in der Tat, viele der **Ballbesucher** hatten uns zugehört! Am Ball wurde ich daher immer wieder darauf angesprochen, und es ist anzunehmen, dass es Käthi Isler ebenso erging. Einer der Festbesucher war durch meinen mehrmals erwähnten Namen auf die Sendung aufmerksam geworden, ein anderer hatte zufällig während seiner Autofahrt der Sendung gelauscht.

Der einundvierzigste Volkstanzball Zürich war so schön und erlebnisreich wie alle vorangegangenen. Ich war bei jedem dabei und hatte auch bei jedem gestaltend mitgewirkt, vor allem bei der Herstellung der Dekorationen, der Anführung der Polomaise und der Ansage der Française und anderer Tänze.

Gelesen: Von **Charlotte Link**: „**Die Rosenzüchterin**“. Diese nicht enden wollende Geschichte wurde in 150 Fortsetzungen vom 27. Juli 2001 bis zum 23. Januar 2002 im „Limmattaler Tagblatt“ abgedruckt. Ich las, wie gewohnt, die spannende Geschichte erst dann in einem Zug, als alle Fortsetzungen vorlagen.

Die in München lebende Autorin (Jahrgang 1963) liebt es, Menschen genau zu beobachten und in ihren gegenseitigen Beziehungen bis in die feinsten Einzelheiten anschaulich zu schildern. Auf 13 Romane folgt nun ihr Neuester, „Die Rosenzüchterin“. Rosen spielen zwar im Roman gar keine Rolle.

Die englische **Kanalinsel Guernsey** wurde während des Hitler-Weltkriegs von den Nazis besetzt. Ein tyrannischer deutscher Offizier zog mit seiner Frau und mit zwei gefangenen Franzosen in die Villa eines Arztes ein. Die Familie des Arztes konnte nach London entkommen, musste aber eine Tochter zurücklassen. Dem einen der Franzosen gelingt es nicht, nach Frankreich zu entfliehen, er kann aber, von dieser Tochter, über lange Zeit im Estrich des Doktorhauses versteckt werden.

Die Rosenzüchterin wohnt in der Nähe. Ihre Sohn ist Zahnarzt in Berlin, und dessen Frau, eine verunsicherte Lehrerin, kommt immer wieder mit „Fluchtgeld“ auf die Kanalinsel. Als es mit dem Hitlerregime zu Ende geht, erschießt sich der deutsche Guernsey-Oberkommandant, und die weitverästelte Psychologie-Abhandlung verwandelt sich mehr und mehr in einen Kriminalroman.

Weil sie im Gewächshaus eines Bekannten der Rosenzüchterin, der angeblich auch Rosen züchtete, etwas zu viel erfuhr, wurde der Offizierswitwe auf dem nächtlichen Heimweg die Kehle durchgeschnitten.

Sie hatte entdeckt, dass **gestohlene Yachten** in den teuren von ihr mitfinanzierten Gewächshäusern „umgespritzt“ und mit der Hilfe des früheren französischen Gefangenen nach Frankreich verkauft wurden.

Die vielen in der Geschichte vorkommenden Leute und Situationen wurden offenbar von der Verfasserin frei erfunden. Ihre Stärke sind grosse Gesellschaftsromane mit zeugeschichtlichem Hintergrund. Ihre Romantrilogie „Sturmzeit“ wurde als Fernsehfilm im ZDF ausgestrahlt.

Am **Tanzleitertreffen** in der Kantonsschule Aarau vom Samstag, 26. Januar 2002, also wenige Tage nach dem festlichen Volkstanz-Ball des Volkstanzkreises Zürich (VTKZ) im grossen Kongresshaussaal, instruierten **Annemarie und Martin Wey** einige meist einfache Tänze aus dem Baltikum.

Anlässlich einer Reise im Sommer 2000 hatten sie Gelegenheit, mit Gruppen in Litauen und Estland zu tanzen. Sie konnten davon etwas weitergeben, denn Martin hatte die Tänze sorgfältig und in Farben gefilmt und auch genau beschrieben. „Oige ja vasemba“ hatte ich schon vor ungefähr zwanzig Jahren in einem „Lihn-Volkstanzkurs“ von Gerda und Bill Hargrave übernommen.

Urs Utiger, der junge „Tanzleitungskoordinator“ des Volkstanzkreises Zürich, erklärte noch einmal die beiden schwierigen Tänze aus Israel, die am nächsten Frühlingstreffen in Zürich getanzt werden sollen. Dabei half ihm **Helen Dubach**. Auf unserem Programm sind ihrer drei: Yardena, Elu Tzipporim und El Haderech.

Das nächste Tanzleitertreffen, voraussichtlich wieder in Aarau, wird am 7. September 2002 durchgeführt werden. Früher waren diese Treffen auf dem Herzberg und vor allem in Brugg.



Stadt Illnau-Effretikon



Lindau

ALTERS- UND PFLEGEHEIM BRUGGWIESEN
8307 EFFRETIKON
TELEFON 052 355 19 90

MÄRTPLATZ 19

Herr
Karl Klenk sen.
Holzmattstrasse 15
8953 Dietikon

21. Januar 2002

Verdankung

Sehr geehrter Herr Klenk

Sie hatten die Freundlichkeit, im Gedenken an Herr Paul Baumberger, dem Altersheimfond eine Spende von Fr. 50.00 zukommen zu lassen. Wir danken Ihnen dafür - **insbesondere auch im Namen aller Heimbewohner** - ganz herzlich.

Gerne werden wir die Trauerfamilie entsprechend informieren und verbleiben

mit freundlichen Grüssen

Alters- und Pflegeheim Bruggwiesen

i.V. B. Casutt



Stadt Illnau-Effretikon



Lindau

ALTERS- UND PFLEGEHEIM BRUGGWIESEN
8307 EFFRETIKON
TELEFON 052 355 19 90

MÄRTPLATZ 19

HERZLICHEN DANK

für alle Anteilnahme und Verbundenheit, die wir beim Abschied
von unserem

Paul Baumberger

erfahren durften.

DANKEN MÖCHTEN WIR:

- Freunden, Nachbarn und Verwandten, die ihm im Leben mit Toleranz und Güte begegnet sind
- Besonderen Dank an Herrn Pfarrer Friedauer für die einfühlsame Gestaltung des Trauergottesdienstes
- dem Armbrust- und Schützenverein für den ehrenden Abschiedsgruss
- dem Personal des Alters- und Pflegeheims Bruggwiesen in Effretikon für die liebevolle und geduldige Pflege.

Frauenfeld, im Januar 2002

Die Trauerfamilien

Alters-
n dafür -

insbesondere auch im Namen

Gerne werden wir die Trauerfamilie entsprechend informieren und verbleiben

esen



Wanderwege im Limmattal (Hasenberg-Lägern).

Als ich in Meilen 1925 bis 1927 die Sekundarschule besuchte, befasste sich dort Sekundarlehrer **J. Ess** nicht nur mit den Wanderwegen am Pfannenstiel. Er studierte auch grössere Wanderprobleme. Er wollte z.B. die Waldwege einer Gemeinde auf geschickte Art mit denen der Nachbargemeinden verbinden, um so durchgehende Wanderrouten zu schaffen, die z.B. vom Genfer bis zum Bodensee, von Basel bis Chiasso, durch den ganzen Jura und durch Graubünden führen sollten.

Die **Angaben auf den gelben Wegweisern** sollten für jedermann leicht verständlich sein, dem Wanderer klipp und klar sagen, wie lang er braucht, um zum Bergrestaurant oder zum Bahnhof zu gelangen. Wir Schüler durften daher immer wieder gruppenweise ganz bestimmte von Sekundarlehrer Ess ausgedachte Routen „abmarschieren“, um die benötigte Zeit herauszufinden.

Alle mit der damals noch neuen **Wanderwegbewegung** verbundenen Probleme verhandelte Herr Ess mit andern Wanderwegpionieren in andern Gemeinden und in andern Kantonen. Er war in dieser Bewegung wahrscheinlich eine der treibenden Kräfte.

Einige Jahre später, 1934, schickte mich die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich nach Dietikon, um Herrn Sekundarlehrer Schatzmann abzulösen, der aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr weiter unterrichten konnte. Drei meiner vier damaligen Kollegen an der Sekundarschule Dietikon-Urdorf waren gut doppelt so alt wie, und der Jüngste der vier, Reinhold Frei, studierte nebenbei an der Universität. Er gedachte zu doktorieren und zu heiraten, erlag aber leider nach wenigen Jahren einem heimtückischen Gehirntumor.

Den Turnlehrern der damaligen Zeit war empfohlen worden, zwecks körperlicher **Ertüchtigung der Jugend** jeden Monat mit ihren Schulklassen eine grössere Wanderung in der näheren Umgebung des Wohnorts auszuführen. Die Zusammensetzung unseres Lehrkörpers hatte nun zur Folge, dass diese Aufgabe mir zufiel. Und meine Schüler waren stets mit Begeisterung dabei, wenn wir auswanderten.

Am ersten Schönwettertag des Monats zogen wir früh morgens mit Rucksack und mit den Kochkesseln der Sekundarschule aus. Um die Mittagszeit wurde abgekocht, gerastet und gespielt, wobei das „Blinzeln“ besonders beliebt war. Auf den längern ebenen Abschnitten unserer **Wanderungen** sangen wir flotte Wanderlieder, was offensichtlich beliebter war, als im Schulzimmer französische Verben zu konjugieren.

Meist kehrten wir erst abends zurück. Dieser „Unterricht“ endete am Mittwoch nicht schon um zwölf und an andern Wochentagen nicht schon um halb vier Uhr, was keine Schülerin und keinen Schüler störte. Wir alle schätzten diese zusätzlichen „Schulreisen“ im Limmattal zwischen Baden und Zürich, Bremgarten und Dielsdorf.

Die schönen Wanderrouten über den Hasenberg und die Lägern waren vom Badener **Turnlehrer Hans Ott** sorgfältig ausgedacht und mit den gelben Wegweisern der Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege markiert worden. Diese Markierungen halfen uns auf vielen Abschnitten unserer Ausflüge. Leider verschwanden sie alle, als 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach. Um allfälligen ausländischen Fallschirmabspringern die Orientierung zu erschweren, waren im ganzen Land sämtliche Wegweiser, auch die gelben, abmontiert worden. Während der Kriegszeit waren wir ausschliesslich auf unsere Landkarten angewiesen.

Nach Kriegsende (1945) erschienen an den Strassen bald wieder die offiziellen Wegweiser, nicht aber die kleinen Gelben an den Wanderwegen. Turnlehrer Hans Ott fand, der Krieg habe sein sorgfältig aufgebautes Lebenswerk im Einzugsgebiet von Baden vernichtet. Er wollte nicht noch einmal von vorn beginnen. Sekundarlehrer Ess reiste daher eines Tages nach Baden, um mit mir durch den Teufelskeller und über den Hasenbergrücken zum Egelsee zu wandern.

Wanderwegpionier Ess besprach mit mir unterwegs die Situation im Limmattal. Bei einer Rast oberhalb Kindhausens bat er mich, mit meinen Schülerinnen und Schülern **die verschwundenen gelben Wegweiser** in den Dörfern des Limmattals aufzusuchen, Otts Routen so gut als möglich zu rekonstruieren und wieder mit den alten und, wo nötig, auch mit neuen Wegweisern zu versehen.

Da ich in meinem bisherigen Leben nicht gelernt hatte, vernünftig erscheinende Aufgaben abzulehnen, konnte ich auch hier nicht widerstehen. Ich versprach meinem ehemaligen Lehrer, mit der Hilfe meiner Schulklassen, die verschwundenen gelben Wegweiser zu suchen und wieder zu montieren.

Das war bedeutend schwieriger als ursprünglich angenommen. Wir versuchten in den durchwanderten Gemeinden, Personen zu finden, die wussten, wo man vor vier oder fünf Jahren die gelben Wegweiser eingelagert hatte. Einige waren irgendwo bei der Feuerwehr, im „Spritzehüsli“, andere im Keller des Gemeindehauses, andere in Schulhauskellern.

Noch schwieriger als das **Auffinden** war das **Wiederanbringen** der Tafeln. Die Gemeindebehörden hatten in der Regel Wichtigeres zu tun, und meist wusste auch niemand mehr, wo die einzelnen Wegweiser ursprünglich aufgehängt waren. Alle, die von den Gemeindearbeitern nicht verwendet, d.h. nicht selber wieder angebracht werden konnten, nahmen wir mit **ins Kellerabteil** meiner damaligen Wohnung an der Bahnhofstrasse in Dietikon.

Mit der Zeit häuften sich dort die Wegweiser, die nicht hatten platziert werden können, so sehr, dass die Privatsachen meiner jungen Familie kaum mehr gelagert werden konnten. Wo könnte ein Wegweiser gehangen haben, auf dem z.B. stand: „Bahnhof Spreitenbach 25 Minuten“? Aus solchen **Zeitangaben** musste zuerst die Distanz und dann die in Frage kommende Wanderroute herausgefunden werden.

Beim Abschreiten einer solchen Wanderung nagelten wir die **einigermassen passenden Wegweiser** an geeignete Bäume und nach Rücksprache mit den Eigentümern auch an Ställe und Scheunen. Fehlende liessen wir durch die „Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege“ neu anfertigen. Dabei erfuhren wir, dass schon in der Nachkriegszeit die Wegweiser ganz beträchtliche Summen kosten.

Pro Buchstabe musste damals 90 Rappen bezahlt werden. Wenn wir mit unserer Leiter und mit Wegweisern unterwegs waren, liess ich durch meine Schülerinnen und Schüler stets ausrechnen, was die Wegweiser gekostet hatten. Ich nehme an, dass Jugendliche die dabei waren, später nie mutwillig Wegweiser beschädigten.

Da wir uns nur einmal im Monat auf unsern Ausmärschen mit der **Neumarkierung der Wanderwege** befassen konnten, schritt die Arbeit leider sehr langsam vorankamen. Da kam uns zum Glück Herr **René Lehner**, Urdorf, zu Hilfe.

Am 16. November 2001 schreibt mir dieser in der zürcherischen und in der aargauischen Wanderwegbewegung sehr tätige Wanderer unter anderem:

„Vor bald fünfzig Jahren übernahm ich von Ihnen die Wanderweg-Tätigkeit. Damals half mir Ihr Sohn kräftig beim Ausholzen und Markieren. Es war

die Route Dietikon - Egg via Honeret nach Birmensdorf. Nach meiner Tätigkeit als Steuerfachmann bei der ZKB in Zürich trat ich am 1.1.1988 das Vollamt für Wanderwege im Kanton Aargau an und verwaltete es bis zum 31.12. 2000.“

Im **Jahresbericht 2000 der Aargauer Wanderwege (AWW)** wird René Lehner anlässlich seines Rücktritts ausführlich gewürdigt. Als vollamtlicher Geschäftsführer und Technischer Leiter der Aargauischen Wanderwege erreichte er im Jahr 2000 bei guter Gesundheit das AHV-Alter.

Als „**Randzürcher**“ ist er in Urdorf zu Hause mit weitem Blick über den östlichen Aargau bis zum Schwarzwald. Da er sich als initiativer Wanderweg-Pionier im Grenzgebiet zwischen den Kantonen Zürich und Aargau betätigte, wurde ihm 1955 die Revision des Routennetzes im Bezirk Bremgarten und zwei Jahre später die Funktion eines Kreisleiters übertragen.

Der Badener Turnlehrer und Wanderwegpionier **Hans Ott** beauftragte ihn 1961, Marschzeittabellen für die Wanderrouten der Bezirke Baden und Bremgarten zu erstellen. Ausserdem musste er die bereits markierten Routen im Bünztal und im Bezirk Muri und von 1978 an sogar das gesamte Wanderwegnetz des Kantons Aargau neu planen.

Als der erfahrendste Milizmitarbeiter wurde **René Lehner** 1981 vom Ausschuss für Wanderwege der „Aargauischen Verkehrsvereinigung“ zum Präsidenten der Technischen Kommission ernannt. Später, mit seinen rund neunzig Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, erschuf Lehner als der erste vollamtliche **Geschäftsführer** des Kantons Aargau ein gut markiertes und sorgsam gepflegtes Wanderwegnetz.

Auch die **Aargauer Wanderkarte**, die zur Zeit in 11. Auflage im Handel ist, widerspiegelt seit 1963 die minuziöse Nachführung und Qualitätsarbeit Lehnners. **Regierungsrat Neukomm**, der Präsident der „Schweizer Wanderwege“, konnte im Jahr 2000 dem abtretenden Aargauer Geschäftsführer Lehner die goldene „Wandernadel“ überreichen.

Auch im **Kanton Zürich** entwickelte sich die nützliche Bewegung seit den Zeiten des Wanderwegpioniers Ess in erfreulicher Weise. Einzelheiten können den sorgfältig abgefassten Jahresberichten entnommen werden. Auch die Zürcher Wanderwege führen zu wertvollen Kulturgütern, in Naturreservate und sehenswerte Landschaften.

Im Jahr 1993 z.B. waren im Kanton Zürich bereits 2650 Kilometer Wanderrouten markiert. **Neue Wanderwege** entstanden zum Beispiel von Mettmenstetten nach Obfelden, vom Kloster Fahr nach Weiningen und von dort über Geroldswil und Oetwil a.d.L nach Würenlos im Kanton Aargau.

Im Berichtsjahr 1993 bestellte Markierungschef Arthur **Hilpertshäuser** 369 neue Wegweiser (im Vorjahr 549!). Es ist schade, dass Vandalenakte den Markierungen oft auf dem Fusse folgen, den Mitarbeitern zum Frust, der ZAW als unnötige, nicht vorhersehbare Ausgabe.

Zur Aufbauarbeit gehören auch die vielen **Orientierungstafeln** z.B. an den Bahnhöfen, die immer wieder, wie die speziellen **Wanderkarten**, nachgeführt werden müssen. Auf diesen Karten im Massstab 1 : 25 000 sind die kurzweilig und abwechslungsreich gestalteten Wanderrouten mit Wegsteigungen und -gefälle, Siedlungen, Gewässern, Aussichtspunkten und Lage der öffentlichen Verkehrsmittel sorgfältig eingetragen. Auf den neuesten Karten sind die Wege mit und ohne Hartbelag sogar farblich verschieden gestaltet.

Seit Jahren werden jedes Jahr im Kanton Zürich etwa zwanzig sehr beliebte und gut besuchte **geführte Wanderungen** angeboten.

Karl Klenk.

Dietikon: Vom Baden und Schwimmen.

Jedes Dorf am Zürichsee verfügte schon um 1920 über eine **Badanstalt** oder über ein **Strandbad** mit den notwendigen Umkleideeinrichtungen, und es ist ganz klar, dass jeder „Seebub“ auch schwimmen kann. Ganz andere Verhältnisse traf ich 1934 in Dietikon an, und wahrscheinlich fehlten damals die Bademöglichkeiten auch in den andern Gemeinden des Limmattals.

Weil früher auch in den meisten Wohnungen noch die Badezimmer mit der Badewanne fehlten, existierte im einzigen Schulhaus Dietikons, im heutigen Zentralschulhaus, ein grosses **Duschbad** für die Schülerinnen und Schüler. An der Zimmerdecke eines Raums im Erdgeschoss verliefen Wasserröhren mit vielen kleinen Löchern, und rechts und links des Raums befand sich je eine Garderobe.

Im Winterhalbjahr durften hier jede Woche abwechslungsweise die Mädchen und die Knaben duschen. Diese bei Schülerinnen und Schülern sehr willkommenen Unterbrüche des Schulbetriebs wurden vom Hausvorstand, Sekundarlehrer Adolf **Walser**, organisiert. Er schickte am Tag vor dem Duschen einen Knaben seiner Klasse mit der Ankündigung: „Morgen Mädchenduschen!“ (eine Woche später „Knabenduschen“) von Zimmer zu Zimmer, so dass die Betroffenen wussten, wann sie Badeanzug, Seife und Handtuch mitbringen mussten, oder allenfalls eine vom Vater ausgestellte Entschuldigung, die in der Regel so lautete:

„Fritz kann zu Hause baden“, oder „Elsa ist unpässlich“. Doch solche Entschuldigungen waren ganz selten. Die Verhinderten wurden mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt oder mussten bei der Organisation des reibungslosen Duschablaufs mithelfen. Während eine Klasse duschte, musste die nächste herbeigeholt und in der richtigen Garderobe bereitgestellt werden.

Herr Schulabwart Emil **Ungricht** war auch bei der Feuerwehr eine wichtige Persönlichkeit und wurde daher allgemein und liebevoll „Züsimigel“ genannt. Er bediente den Wasserhahn, und wenn aus den vielen kleinen Löchern der Wasserleitungen an der Duschräumdecke das angenehm warme Wasser herunterregnete, dann entstand ein so dichter Nebel, dass man kaum zwei Meter weit sehen konnte.

Wenn dann Herr Ungricht die Garderobentüre zum Duschräum öffnete, dann strömten die Schüler mit ihrer Seife in der Hand jauchzend in den warmen Nebel hinein, und während sie sich gemütlich einseiften, sangen sie alle möglichen Liedlein. Dann, ganz plötzlich, stellte Herr Ungricht das Warmwasser ab, so dass schlagartig nur noch eiskalter Regen auf die genug Gewaschenen herabströmte. Das gemütliche Singen und Summen verwandelte sich in ein wahres **Huronengebrüll der Knaben** oder in ein ohrenbetäubendes **Kreischen der Mädchen**.

Dies geschah vor allem in der Winterzeit. An einem heissen **Sommertag des Jahres 1935** überraschte ich meine Schulklasse mit der Mitteilung, der ganze Nachmittag werde ausnahmsweise zum Baden verwendet, die dadurch ausfallende Sprachstunde werde nachgeholt und das Baden könne für einmal das Turnen ersetzen.

Da ich erst kurz vorher nach Dietikon versetzt worden war und die Gemeinde nicht genauer kannte, fragte ich meine Schüler, wo denn die Dietiker Limmat-Badanstalt sei. Da wurde mir mitgeteilt, das Baden in der Limmat sei streng verboten, aber es existiere **in der Grunschen** das „Buebebedli“.

Von meinen Sekundarschülern, d.h. von den etwa dreissig Knaben aus zwei Klassen, die ich damals im Turnen unterrichtete, liess ich mir das erwähnte Dietiker „**Buebebedli**“ zeigen. Als ich es sah, war ich zuerst sprachlos, schüttelte den Kopf und sagte schliesslich: „Da könnt ihr doch nicht schwimmen lernen!“. Und ich begriff auch, dass kein einziger meiner damaligen Sekundarschüler schwimmen konnte.

In der Grunschen, wo der Flurweg auf einer kleinen Brücke den Kanal überquert, der von der Reppisch herkommend zum Marmorweiher hinüberführt, hatten Kinder auf einer Strecke von etwa vier Metern Länge den Kanal etwas breiter gemacht, so dass ein ovaler Tümpel entstanden war. In dem kaum knietiefen, braunen Dreckwasser tummelten sich quietschvergnügt einige kleine Primarschüler, d.h. ihr Vergnügen beschränkte sich aufs Herumwaten im Wasser und aufs gegenseitige Anspritzen.

Ich sah vor mir den dreissig Kilometer langen und sehr breiten Zürichsee, in dem ich als Primarschüler schwimmen gelernt hatte, und blickte traurig und enttäuscht auf dieses Dietiker „**Buebebedli**“. Wahrscheinlich sah ich sehr deprimiert drein, so dass mich ein Schüler zu trösten versuchte, indem er sagte: „Herr Klenk, weiter oben, bei der Fabrik, ist die **Reppisch** sehr tief, dort können Sie schwimmen. Aber passen Sie auf, es ist streng verboten!“

Wenige Meter oberhalb der Stelle, wo die kleinen Buben im Kanalwasser planschten, hinter dem Gebüsch gut versteckt, „badeten“ die kleinen Mädchen auf ähnlich primitive Weise, was auf einer Foto des Ortsmuseums festgehalten ist.

Aus dem Schwimmnachmittag wurde also nichts. Nicht einmal die Hälfte meiner Turnklasse hätte in diesem kleinen, offiziell zum Baden erlaubten **Tümpel** Platz gehabt. Statt uns im frischen Wasser abzukühlen, wanderten wir der Reppisch nach hinauf bis gegen Birmensdorf und durch den Honeretwald wieder zurück nach Dietikon.

Ich nahm mir vor, allen „meinen“ Schülern, den Knaben, aber auch den Mädchen, das Schwimmen beizubringen. In **Wettingen** lockte ein schönes neues **Terrassen-Schwimmbad**. Das konnten wir bei schönem Wetter an den freien Mittwochnachmittagen gut mit unsern Fahrrädern erreichen. Alle Schüler aus Urdorf kamen ja täglich mit ihren Rädern zur Schule, und beinahe alle Schülerinnen und Schüler aus Dietikon konnten für den **Schwimmausflug** ein Velo auftreiben.

Für Einzelne, die kein Rad beschaffen konnten, mieteten wir eines im **Velogeschäft** bei Herrn **Wehrli**, der jedem Schüler auch gleich die Sattel- und die Lenkstangenhöhe sorgfältig anpasste. Da gelegentlich einer der „Mietvelofahrer“ noch nicht sicher radfahren konnten, musste er diese Kunst zuallererst mit der Hilfe seiner Klassenkameraden vor unsern Ausflügen auf dem damals noch nicht geteerten Pausenplatz einüben.

Wie ein Velofahrerverein radelten wir dann, schön in **Zweierkolonne**, zum Terrassen-Schwimmbad. Ganz selten begegnete uns ein Auto, und gar nie passierte ein Unfall. Keine der Schülerinnen und keiner der Schüler, die täglich von Urdorf nach Dietikon zur Schule radelten, und jeden Tag mehrmals die Bernstrasse überqueren mussten, wurde in all den vielen Jahren in einen Verkehrsunfall verwickelt, jedenfalls vernahm die Lehrerschaft nie etwas dergleichen.

Im Bad betätigten wir uns zuerst fleissig im **Nichtschwimmerbecken**. Im Klassenverband erlernten die Schüler das Schwimmen sehr schnell, denn keiner wollte wasserscheu oder gar der Letzte in Begreifen einer Übung sein.

Nach dem lustigen gegenseitigen **Anspritzen** galt es, zuerst nur das Gesicht, dann den Kopf und schliesslich den ganzen Körper ins Wasser zu tauchen. **Ganz untergetaucht und mit offenen Augen** versuchte jeder, eine möglichst lange Strecke weit dem Boden des Nichtschwimmerbeckens entlangzukriechen. Dabei konnte der Auftrieb erfahren werden.

Schon nach wenigen Besuchen in Wettingen wollte keiner der Schüler mehr bei den Kleinkindern im Nichtschwimmerbassin tauchen. Alle wagten es, eine Terrasse tiefer, im grossen **Schwimmerbecken** zu tauchen und dem Rand entlang zu schwimmen. Bald reizten auch die Sprungbretter zu den verschiedenen Sprüngen vorwärts und rückwärts.

An zwei Schüler erinnere ich mich besonders gut. Ein Knabe hatte wegen überstandener **Kinderlähmung** ein gesundes und ein ganz schwaches, verkrüppeltes Bein. Wenn er mit seinem Velo zur Schule kam, dann hing er einseitig und schräg an seinem Rad, denn er konnte nur mit seinem gesunden Bein und seinem gesunden Fuss die eine Tretkurbel bedienen. Das andere Pedal fehlte wahrscheinlich an seinem Fahrrad.

Wenn sich dieser Junge ohne Velo, z.B. im Schulzimmer, fortbewegen musste, dann stützte er bei jedem Schritt eine Hand auf das Knie seines kranken Beins. So humpelte er stets tief gebückt daher. Es war ein trauriger Anblick. Doch der Knabe war zuversichtlich. Er erklärte, so bald er völlig ausgewachsen sei, werde sein Krüppelbein versteift, so dass er wie alle andern Leute aufrecht gehen könne.

Auch dieser stark behinderte Knabe lernte schwimmen wie seine Kameraden. Er übertraf sie sogar bei mancher Schwimmübung und strahlte dabei eine so grosse Freude aus, dass alle sahen, wie glücklich er im Wasser war.

Im November 2001 schickte mir **Rechtsanwalt Dr. Hans Gstrein** seine Memoiren. Auch er war vor etwa einem halben Jahrhundert mein Schüler. Er schildert, wie er, wahrscheinlich verbotenerweise, da ja Dietikon damals keine „Badi“ hatte, ganz allein in der Limmat und in den alten Flussschlingen das Schwimmen erlernte.

Die damals amtierende **Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf** wurde auf unsern Schwimmunterricht in Wettingen aufmerksam, und einer der Herren ergriff schon vor dem Krieg, etwa im Jahr 1936, die Initiative zur Erstellung einer eigenen Badeanlage in Dietikon.

Im Hofackergebiet, wo heute viele hübsche Einfamilienhäuser stehen, befand sich damals eine **Kiesgrube**, in der sich bei Regenwetter gelegentlich auch Wasser ansammelte. Die kleine Studiengruppe gedachte, aus dem nahe vorbei fliessenden Schäfli bach genügend Wasser herbeizuleiten und hier ein kleines Schwimmbad für die Schuljugend zu schaffen.

Da man bald einsehen musste, dass im Kies des Untergrunds zu viel Wasser versickern würde, suchten wir an der **Reppisch** einen günstigeren Standort. In der Grunschen fliesst heute dieses Gewässer in einem grossen Bogen um eine Feuerstelle und um einen im Sommer sehr beliebten Spielplatz herum.

Die Studiengruppe war überzeugt, hier den richtigen und definitiven Standort für das Dietiker Schwimmbad gefunden zu haben. Ein grosses Schwimmbecken mit gut abgedichtetem Lehm Boden sollte ausgehoben werden. Um das Bad kostengünstig verwirklichen zu können, waren zur Abgrenzung des Bassins nicht etwa teure Mauerchen, sondern einfache **geflochtene Faschinen** vorgesehen. Das benötigte Badewasser sollte aus Reppisch- und je nach Bedarf auch aus Leitungswasser bestehen und wieder in den Fluss zurückfliessen.

Die Ansichten der Planungsgruppe waren für die damalige Zeit sehr fortschrittlich und umweltfreundlich. Am Rande des Bassins war eine einfache, offene aber überdeckte Garderobe vorgesehen, über deren von der Sonne erhitztes Dach das zusätzlich im Bad benötigte Leitungswasser fließen und dann das kalte Reppisch-Badewasser erwärmen sollte.

Das Projekt stand kurz vor seiner Verwirklichung, als 1939 der **Krieg** ausbrach. Dietikon verwandelte sich in kurzer Zeit in eine Festung. Das Militär errichtete im Kern der Stadt einen Ring von hohen Mauern. Die waren alle mit viel Eisen armiert, reichten tief in den Boden hinunter und versperren die Strassen. An den Bau eines Schwimmbads konnte erst 1945 nach Kriegsende wieder gedacht werden.

Nun aber befassten sich die Gemeindebehörden ernsthaft mit der Erstellung eines Schwimmbads für Dietikon. Das laienhafte Grunschenprojekt wurde zur Seite gelegt, ein **Architekt** mit grosser Erfahrung im Schwimmbadbau wurde beigezogen.

Im Zusammenhang mit der nun auftauchenden **Finanzbeschaffung** für den Schwimmbadbau spielten plötzlich die **Festungsmauern** eine wesentliche Rolle. Diese sehr soliden Mauern konnten vom Militär nur mit grossen Kosten wieder entfernt werden. Ein heller Kopf schlug daher den Militärbehörden vor, eine der Mauern stehen zu lassen und dafür der Stadt Dietikon einen Geldbetrag auszubezahlen.

Um einen möglichst hohen Betrag zu erhalten, führte man ins Feld, man benütze das Geld ganz im Sinne des Militärs zur körperlichen Ertüchtigung der Jugend, z.B. zur Erstellung eines Schwimmbads. Wenn ich mich recht erinnere, konnte schliesslich nach geduldigen Verhandlungen die Mauer südlich des Zentralschulhauses für den Betrag von 120 000 Franken stehen bleiben. Mit diesem Geld und mit zusätzlichen Summen von der Bürgergemeinde wurde dann das schöne **Schwimmbad im Fondli** verwirklicht.

Die Einweihung wurde zu einem fröhlichen Jugendfest, an dem meine Sekundarschülerinnen auf dem Rasen schweizerische und englische Volkstänze vorführten. Bald wurde der **Schwimmunterricht** für alle Fünftklässler obligatorisch erklärt, und wer am Ende der fünften Klasse immer noch nicht schwimmen konnte, der musste diesen Spezialunterricht auch noch in der sechsten Klasse besuchen.

Da Dietikon nun über ein schönes eigenes Schwimmbad verfügte, konnten jeden Sommer beliebte Feste mit **Wettswimmen**, Ranglisten und Preisverteilungen durchgeführt werden. Weitere grosse Fortschritte waren der Bau des schönen Hallenbads und des Lehrschwimmbeckens im Luberzenschulhaus, wodurch der Schwimmbetrieb auch im Winter möglich wurde.

Im Lauf des letzten Jahrhunderts entstanden ähnlich wie in Dietikon auch in Schlieren, Urdorf und den andern Gemeinden des Limmattals Frei- und Hallenbäder, so dass heute praktisch überall der gesundheitsfördernde Schwimmsport ausgeübt werden kann.

Niedergeschrieben am 16. Februar 2002 von
Karl Klenk

Von meinem laienhaften Musizieren

Wie, wann und wo begann es eigentlich? Wie entwickelte sich meine Musiziererei? Wo stehe ich heute?

Ich besuchte die dritte oder vierte Klasse der Primarschule in Meilen. Da war **meine Mutter** noch jung, und sie freute sich, nach dem Ersten Weltkrieg mit ihrer wiedervereinigten Familie glücklich in der Schweiz leben zu dürfen. Beim Haushalten in der kleinen Wohnung, Seestrasse 500, in Meilen, sang sie praktisch den ganzen Tag fröhliche Lieder und Operettenarien.

Tochter „Lisi“ des Hauseigentümers Spielmann in der Wohnung unter der unsern sang und jubelte auch den ganzen Tag, denn sie war verliebt. Ich höre sie heute noch von ihrem „guten Mann“ schwärmen und singen. Es war die Zeit, als in der Schweiz **die ersten Radioapparate** gekauft werden konnten, und Spielmanns waren stolze Besitzer eines solchen Apparats. Die Musik begann im Leben der Leute eine grössere Rolle zu spielen.

Meine Freude an der Musik, insbesondere an der geschmeidigen **Violinmusik**, erwachte und wurde aus verschiedenen Gründen immer grösser. In der Primarschule liess uns Lehrer Vögelin hübsche Liedlein singen und spielte dazu mit seiner Geige eine **zweite Stimme** oder gar eine **Oberstimme**. Das gefiel mir sehr und ich freute mich jedesmal, wenn Herr Vögelin seine Violine auspackte.

An Weihnachten wurden wir, wegen der Verflechtung der Familien Stuber, Vontobel, Biedermann, Jenny und Klenk, stets auch nach Zürich-Altstetten zu einem ganz besondern Fest in die Villa Jenny eingeladen. „Onkel“ **Adolf Jenny** war nicht nur Tee-Importeur, sondern auch Laienmusiker. Er spielte Violine und seine Töchter Therese und Lilly sangen lustige Lieder vor, z.B. das vom letzten Postillon am Gotthard!

Offenbar wünschte ich eines Tages, das Violinspielen erlernen zu dürfen. Meine Eltern konnten mir aber wahrscheinlich diesen **Wunsch** gar nicht so leicht zu erfüllen. Weder meine Mutter noch mein Vater spielte ein Instrument, aber sie förderten mich, wo immer sie konnten.

Meine Eltern liessen sich von Lehrer Vögelin beraten, der ihnen darlegte, wie schwierig das Erlernen des Geigenspiels ist, und der auch wusste, dass damals in Meilen nirgends Violinunterricht erteilt wurde. Irgendwie wurde aber schliesslich herausgefunden, dass ein betagtes **Fräulein Bunn in Männedorf** Orchestermusikerin war und auch Streichmusik unterrichtete.

Ich habe keine Ahnung, wie es meinen Eltern gelang, für mich eine **Dreiviertelsgeige** aufzutreiben. Jedenfalls war sie eines Tages da, vielleicht als Weihnachtsgeschenk durch die Vermittlung von Herrn Vögelin, Onkel Adolf oder Fräulein Bunn. Dies Instrument befand sich in einem breiten, schwarzen Holzkasten, der genau so aussah, wie ein **Kindersarg**, der oben mit einem Griff versehen war.

An einem schulfreien Nachmittag reiste ich mit dem Zug von Meilen nach Männedorf zur ersten Privatstunde. Mit dem „Sarg“ in der Hand suchte ich an der Seestrasse die alte Villa, in der Fräulein Bunn wohnte. Das Gebäude steht noch heute etwas von der Strasse entfernt in einem Park. Über eine breite, herrschaftliche Treppe, mit ausgetretenen Steinstufen gelangte ich in den breiten Flur, wo mich Fräulein Bunn erwartete.

Sie führte mich in ihr **Musikzimmer**, wo nicht nur das Klavier stand, sondern auch eine Art Nähmaschine beladen mit allerlei angefangenen Bastelarbeiten. Die Büchergestelle und Regale waren alle vollgestopft mit Notenheften. Hier sah es in der Tat nach Arbeit aus!

Jede Woche einmal durfte ich nun mit der Bahn zur Violinstunde nach Männedorf reisen. Zuerst galt es, schön gerade, im rechten Winkel zwischen Steg und Griffbrett die leeren Saiten zu **streichen**. Das war auch möglich mit einem jämmerlich verstimmten Instrument. Da mir zu Hause niemand die Geige stimmen konnte, verschaffte mir Fräulein Bunn nach einigen Privatstunden eine ganz kleine Flöte mit denen ich G-, D-, A- und E- Saite einigermaßen stimmen konnte.

Bald wurden die Geigenstunden interessanter, denn ich lernte recht bald mit den Fingern der linken Hand die ersten Töne **greifen**. Einfache Liedlein, deren Melodie mir bekannt war, gelangen in der ersten Lage ganz ordentlich. Schwieriger wurde die Wiedergabe von Musikstücken, die mir völlig unbekannt waren. Das erste Problem war der **Takt**. Was schwieriger war, spielte ich in der Regel langsamer als vorgeschrieben, so dass Fräulein Bunn, die mich am Klavier begleitete, sich im Tempo gewaltig anpassen musste.

Ich wusste aber ganz genau, dass mein Tempo nicht stimmte. Noch schlimmer waren meine falschen **Töne**. Einmal, auf der E-Saite, griff ich mit dem ersten Finger beharrlich das bequemere „Fis“, wo „F“ richtig gewesen wäre. Bei diesem Stück spielte Fräulein Bunn die zweite Stimme mit ihrer Geige und ärgerte sich offenbar über meinen mehrmals wiederkehrenden Misston.

Sie rief laut: „F - F, nicht „Fis“! und schlug mit ihrem Geigenbogen auf meine linke Hand am Hals meiner Geige. Dabei brach eines der weissen Rosshaare ihres Bogens entzwei, und ich dachte im ersten Moment: „Ganz recht! Ich spielte ja nicht extra falsch!“ Dann aber bedauerte ich sehr, dass ich das liebe Fräulein so sehr geärgert hatte. Es fehlte nicht viel und ich hätte geweint. Ich sagte kein Wort, hatte aber grosses **Mitleid** mir meiner Geigenlehrerin.

Durch dieses beeindruckende Erlebnis musste ich leider erkennen, dass ich gar **kein besonders guter Geigenschüler** war. Dies wurde mir mehr und mehr zur Gewissheit, besonders, als ich ein begabtes Mädchen aus Wädenswil ganz überlegen die Geige spielen hörte. Die Violinstunde dieses Mädchens fand vor der meinen statt und war gelegentlich noch nicht ganz beendet, wenn ich vor der Türe des Musikzimmers eintraf und warten musste.

Am Ende meiner Geigenstunden wusste ich ganz genau, dass ich zu wenig geübt und ausgesprochen schlecht gespielt hatte. Trotzdem schrieb Fräulein Bunn in mein Aufgabenheftchen ausser den zu übenden Stücken oft die schmeichelhafte **Zensur „Gut!“**, was mich etwas verwirrte, bis ich schliesslich zu vermuten begann, die Bemerkung richte sich nicht an mich, sondern an meine Eltern. Diese sollten beruhigt werden und glauben, ich spiele gut, denn Fräulein Bunn wollte, wahrscheinlich aus finanziellen Gründen, ihren Schüler aus Meilen nicht verlieren.

Ich habe keine Ahnung, was die Musikstunden damals kosteten. Bestimmt waren sie recht teuer. Fräulein Bunn musste ja davon leben können! Auch für meine Eltern waren diese **Kosten** keine nebensächliche Kleinigkeit. Ich bin heute überzeugt, dass sie damals jeden Rappen zweimal umdrehen mussten, um allen Verpflichtungen nachkommen zu können.

Trotz meiner musikalischen Misserfolge freute ich mich stets auf die Stunden in Männedorf, denn Fräulein Bunn war auch eine **begabte Bastlerin**, die mir zeigte, wie sie sich selber einen Radio anfertigte. Radioapparate waren damals etwas ganz Neues. Mit ihrer Nähmaschinenartigen Sägeeinrichtung hatte sie ein Brettchen ausgesägt und darauf einen Kristall montiert. Das war ihr **„Detektor“ genannter Hochfrequenzgleichrichter**, der mit einer Nadel, die mit einem Kopfhörer verbunden war, abgetastet werden konnte.

Auf dem Kristall konnten einige günstige Stellen gefunden werden. Hatte Fräulein Mathilde Bunn eine solche entdeckt, dann gab sie mir ihren Kopfhörer und sagte: „Jetzt hörst du Musik, die über alle Berge, Flüsse und Seen hinweg irgendwie aus Paris bis zu uns kommt!“ Ich stülpte den Hörer über meine Ohren und staunte ganz gewaltig, als ich tatsächlich schöne Musik hörte.

Als kleiner Schüler war ich damals sehr stolz, ganz allein mit meinem schwarzen „Kindersarg“ in der Hand, oder unter dem Arm, im **Zug** nach Männedorf und im **Dampfschiff** wieder zurück nach Meilen reisen zu dürfen. Besonders bei aussergewöhnlichem Wetter wurden meine wöchentlichen Fahrten mit dem „Schwäbli“ genannten Zürichseeschiff recht erlebnisreich.

Bei starkem **Sturm** z.B. gelang es dem Kapitän gelegentlich nicht, am Dampfschiffsteg auf Anhieb anzulegen. Er musste eine Runde drehen und das Anlegemanöver ein zweites Mal versuchen. Nun war endlich das Schiff nahe genug am Steg, so dass Herr Haupt das ihm zugeworfene Seil erfassen und das „Schwäbli“ heranziehen konnte. Über eine schmale, furchterregend schwankende Brücke konnte ich dann ein- oder aussteigen.

Besonders spannend war die Schifffahrt bei dichtem **Nebel**. Kaum waren wir in grossem Bogen vom Steg weggefahren, war rings herum kein Ufer mehr zu sehen. Nach einer gewissen Zeit des Dahingleitens im undurchsichtigen Nebel, dachte der Kapitän, die nächste Station, z.B. Meilen, müsste nun eigentlich in der Nähe sein. Er liess alsdann mit der Schiffsirene einen schauerlich fragenden Hupton erklingen, und alsbald antwortete darauf Herr Haupt, der am Dampfschiffsteg das Schiff erwartete.

Immer wieder, in kurzen Zeitabständen, hupte das Schiff und sogleich antwortete Herr Haupt am Ufer mit seinem Horn, was von Mal zu Mal, da wir uns ja näherten, deutlicher gehört werden konnte. Endlich erblickte der Kapitän den gesuchten Schiffsteg und bestätigte dies mit einem erlösenden Doppelhupton.

Im Winter bedeckte sich der See, besonders in Ufernähe, gelegentlich mit einer von Woche zu Woche dicker werdenden **Eisschicht**. Die Schifffahrt wurde aber planmässig so lange als möglich aufrecht erhalten. Durch das regelmässige Befahren der gleichen Strecke entstand eine deutliche Fahrrinne, die aber jede Nacht und zwischen den einzelnen hier durchfahrenden Schiffen immer wieder neu zufror.

In dieser Rinne war das Eis bedeutend dünner als rechts und links, und ich konnte zuschauen, wie es, in **grosse Platten** zerbrechend, vom Schiff beiseite und unter das dickere Eis hinuntergeschoben wurde.

Meine Violinstunden in Männedorf fanden leider ein Ende, als ich nach dem Besuch der zweiten Klasse der Sekundarschule ans „Mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium“ übertrat, das sich damals noch Industrie- und später Oberrealschule nannte. Gegen das Ende meiner **Sekundarschulzeit** war das Musizieren etwas in den Hintergrund getreten. Die Euphorie der ersten Zeit war verloren gegangen. Ich musste mich auf die bevorstehenden Prüfungen vorbereiten, und das **Üben** kam leider zu kurz.

Meine Mutter bat mich immer wieder, doch meine Musikstücke noch einmal zu spielen. Sie setzte sich dann mit einer Näharbeit in der Hand geduldig neben mich, um mich zu ermuntern. Sie wollte nicht, dass ich das Violinspielen, für das so viel Geld geopfert worden war, aufgabe. Ich jedoch hätte in meinen freien Minuten viel lieber mit den Kindern der „Hürnen“, wo wir inzwischen wohnten, auf der frischgemähten Wiese des Nachbars „Völkerball“ gespielt! Meiner Mutter zu liebe biss ich auf die Zähne, überwand mich und spielte, wenn auch ohne Elan.

Meine Mitschülerinnen und Mitschüler in der Sekundarschule Meilen wussten natürlich, dass ich begonnen hatte, die Geige zu spielen, und begreiflicherweise wollten sie mich einmal spielen hören. Dazu bot sich vor meinem Übertritt in die Oberrealschule eine günstige Gelegenheit am **Fest** zum Abschluss des Schuljahrs.

Ich weiss nicht mehr, wie das Fest verlief, das jedes Jahr im Hotel „Löwen“ beim Schiffsteg in Meilen mit allen Schülern der Sekundarschule, mit den Schulpflegern und mit vielen Eltern gefeiert wurde. An die **Vorbereitungen** jedoch erinnere ich mich noch deutlich.

An diesen sehr beliebten Schulfesten wurden jeweils von den einzelnen Klassen Lieder vorgesungen und kleine lustige Theaterstücklein aufgeführt. Dazwischen rezitierten einzelne besonders begabte Schülerinnen und Schüler auswendig gelernte Gedichte, andere musizierten allein oder in kleinen Gruppen.

Da ich nicht gut ganz allein mit meiner Dreiviertelsgeige auftreten konnte, kam **Hedi Kägi**, die Tochter eines Primarlehrers, die Klavier spielen konnte, auf den Gedanken, mit mir gemeinsam ein Stücklein vorzuspielen, das natürlich in den Wochen vor dem Schlussfest eingeübt werden musste.

Voller **Hemmungen** wanderte ich eines Tages mit meiner Violine zur Wohnung des Lehrers, die sich am oberen Ende der Bahnhofstrasse Meilen im Eckhaus über dem Eisenwarenladen befand. Hedi kramte alle möglichen Stücke hervor, die sie virtuos auf ihrem Klavier spielen konnte, deren Geigenstimme für mich aber stets viel zu schwierig war.

Bei meinen Musikstücken verhielt es sich umgekehrt. Ich hatte sie alle mit Fräulein Bunn geübt, Hedi Kägi jedoch „stolperte“ immer wieder, wenn sie versuchte die ihr unbekannte Klavierbegleitung zu spielen. Wir mussten mehrmals zusammenkommen, bis wir uns schliesslich auf den uns wohlbekannten Zürcher „**Sächsilütemarsch**“ einigen konnten.

Das nach dem Schulfest folgende neue Schuljahr begann für mich mit der Probezeit an der Oberrealschule in Zürich. Zwischen Meilen und Herrliberg-Feldmeilen schaute ich jedem Morgen vom Zug aus hinunter zur Seestrasse, wo ich meine ehemaligen Schulkameradinnen und -kameraden zur Schule radeln sah. Ich erkannte sie alle, und bedauerte sehr, nicht mehr bei ihnen sein zu können.

Die **Stundenpläne der Mittelschulen** waren sorgfältig aufeinander abgestimmt und so eingerichtet, dass gewisse nicht obligatorische Stunden, wie z.B. Singen und Schülerorchesterproben sowohl von den Gymnasiasten, als auch von den Oberreal- und den Handelsschülern besucht werden konnten. Diese drei Mittelschulen konnten nur von Knaben besucht werden, die Mädchen studierten, wie wahrscheinlich heute noch, in der Zürcherischen Töchterschule auf der hohen Promenade.

Um nicht aus der Übung zu kommen, meldete ich mich sofort und als Einziger meiner Klasse zum Singen und zu den **Proben des Schülerorchesters**. Dieses Orchester wurde geschickt geleitet von Professor Janicek, der sich auch um mich kümmerte. Nach etwa einem halben Jahr stellte er fest, dass ich nun eine „ganze“ Geige spielen sollte. Die Angelegenheit wurde mit meinen Eltern besprochen, und mit des Professors Hilfe kam ich zu einer normalen „ganzen“ Violine und zu einem normalen Geigenetui. Wenn ich einen schwierigen Lauf nicht im verlangten Tempo spielen konnte, dann wurde er für mich durch eine bequeme „Pfundnote“ ersetzt!

Es war offensichtlich gar nicht so einfach, dieses Orchester zu leiten, das aus hochbegabten Fortgeschrittenen und gleichzeitig aus Anfängern mit ganz unterschiedlichem Ausbildungsgrad bestand. Professor Janicek musste daher immer wieder vielen einzelnen Schülern die vorgelegten **Noten vereinfachen**, so dass auch sie mutig mitspielen konnten.

Das Schülerorchester der Mittelschulen probte jede Woche und bereitete sich stets auf ein ganz bestimmtes Fest vor. Am besten erinnere ich mich an einen Auftritt in der Universität Zürich, wo wahrscheinlich neue Doktores begrüsst und gefeiert wurden. Wir spielten mit grossem, festlichem Schwung ein Stück mit dem Titel „**Einzug der Bojaren**“.

Komischerweise konnte ich einen kleinen **Zwischenfall** in diesem Orchester bis zum heutigen Tag nicht vergessen! Ein Gymnasiast namens Hirsch kam kurz vor einem Auftritt des Orchesters in grosse Not, denn seine G-Saite war gebrochen. Hilfsbereit half ich ihm mit meiner Ersatz-G-Saite aus, und Hirsch versprach mir „hoch und heilig“, sie in der nächsten Orchesterprobe zurück zu geben, was er aber vergass. Zurückhaltend und scheu, wie ich schon damals war, wagte ich nicht, den Vergesslichen zu mahnen, und er schuldet mir daher die Saite noch heute.

Ich sagte mir zwar immer wieder: „Er hat es einfach vergessen, es ist bestimmt kein böser Wille dabei! Auch ich vergass wahrscheinlich schon einmal irgend etwas!“ Da auch das berühmte „Vaterunser“ verlangt, man solle seinen Schuldner die **Schuld vergeben**, versuchte ich immer wieder, die Sache als bedeutungslos beiseite zu schieben. Weil aber die G-Saite die teuerste von allen Violinsaiten ist, und weil ich mich monate-, ja jahrelang ärgerte, nicht den Mut zu einer Mahnung aufgebracht zu haben, konnte ich die unangenehme Geschichte einfach nicht vergessen. Ich hatte an diesem Vorfall gelernt, in ähnlichen Fällen etwas mutiger zu sein.

Während meiner **viereinhalb Jahre** dauernden Mittelschulzeit machte ich von allen zusätzlichen Angeboten Gebrauch, die am „schwarzen Brett“ ausgeschrieben wurden. Ich besuchte den „Freischütz“ und die „Zauberflöte“ und trat den SAC-Junjoren bei. Mit dieser Alpenclubgruppe der Sektion Uto unternahm ich jede Wochenendwanderung und jede Skitour, die angeboten wurde. Doch dies hat mit der Musik nichts zu tun und soll daher hier nicht weiter geschildert werden.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche **Matur** hätte mich nun direkt in die ETH, in die Eidg. Technische Hochschule Zürich, zu einem Ingenieurberuf hingeführt, doch ich wollte nicht mehr allzulange Zeit von meinen Eltern abhängig bleiben. Wie andere Kameraden meiner Oberrealschulklasse beschloss ich daher, zuerst in zwei Semestern den Beruf des Primarlehrers zu erlernen, um im Notfall jederzeit ins Berufsleben eintreten zu können.

Ich fühlte auch, dass ich nicht nur einseitig mathematisch, sondern auch sprachlich interessiert war. Dieser **Richtungswechsel in der Ausbildung** war auch durch Pfarrer Oskar Frey vorbereitet worden. Vor der Konfirmation hatten alle Konfirmandinnen und Konfirmanden einen „Lebenslauf“ abgefasst, und Pfarrer Frey hatte offenbar zu meinen Eltern gesagt, meine Begabung liege eher auf der sprachlichen und weniger auf der mathematischen Seite.

Die **Primarlehrer-Ausbildung** an der Universität brachte mir viel Neues: Pädagogik, Didaktik, Psychologie, Unterrichtspraxis in Form von Probelektionen und auch **Musikstunden am Konservatorium**, denn jeder Lehrer muss auch Singen und ein Musikinstrument spielen können.

Die meisten Primarlehramtskandidaten mussten auf dem Gebiet der Instrumentalmusik bei Null beginnen. Sie beschlossen in der Regel den Kauf einer Gitarre. Der Instrumentalunterricht am Konservatorium war während den beiden Semestern der Ausbildung zum Primarlehrer obligatorisch. Da ich ja schon seit einigen Jahren Geige spielte, war ich im Vorteil und durfte Stunden beim berühmten Violinlehrer **Essek** besuchen.

Dies hatte allerdings seine Haken. Essek war gewöhnt, vorzüglich begabte Musikstudentinnen und -studenten zu unterrichten. Die weniger talentierten „**Zwangsschüler**“ aus den **Primarlehrerkursen** waren ihm offensichtlich viel weniger wichtig. Wenn ich zur genau bestimmten Zeit, z.B. vormittags, Punkt 11 Uhr, vor seinem Musikzimmer im Konservatorium erschien, dann hätte er doch seine Schülerin, deren Stunde bis 11 Uhr dauerte, entlassen und sich nun mit mir beschäftigen müssen.

Er vergass aber regelmässig die Zeit und liess mich endlos warten. Ich hörte durch die Doppeltüre hindurch, wie er mit seinem hübschen und jungen Fräulein schäkerte, plauderte und lange weiter musizierte. Endlich verliess die reizende Dame mit rotem Kopf das Zimmer, und ich durfte eintreten.

Da ich in der „**Primarlehrerschnellbleiche**“ ausserordentlich viel Neues lernen musste, konnte ich leider nur wenig üben, und ausserdem gab mir Essek viel zu schwierige Musikkultur, so z.B. Johann Sebastian Bachs für Violine umgeschriebene **Cello-Suiten** und seinen anspruchsvollen **Doppelgriff-Lehrgang**. Schon damals bedauerte ich sehr, dass ich nicht mehr vom Unterricht dieses vorzüglichen Musikpädagogen profitieren konnte.

Wenn ich ihm etwas vorspielte, das nicht ganz im Takt oder nicht ganz „lupenrein“ intoniert war, dann sagte er z.B.: „Das Leben ist ein Abtrittrohr! (man macht viel durch!)“, oder: „Das Leben ist ein Kinderhemd (kurz und verschissen!)“. Trotzdem war und bin ich ihm sehr dankbar, denn er machte mich auf wertvolle Bogenstriche und praktische Fingersätze aufmerksam.

Die für die Lehramtskandidaten obligatorischen **Singstunden** erteilte der Musiklehrer des Seminars Küsnacht. Leider erinnere ich mich nicht mehr an seinen richtigen Namen. Er war sehr gefürchtet und ganz allgemein „**Tiger**“ genannt. Im Eiltempo nahm er mit uns die **Musiktheorie** durch, von der ich leider vieles wieder vergass. Wir lernten z.B., wie man zu einer Melodie eine zweite Stimme gestaltet. Davon weiss ich nur noch, dass Quintenparallelen streng verboten sind, dass es einen „Halbschluss“ gibt, und dass nach der Wiederholung ein „Normalschluss“ auf dem Grundton der Tonart folgen muss.

All dies war sehr interessant, und ich hätte mich gerne viel eingehender mit der Sache beschäftigt. Statt dessen bildete „Tiger“ mit seiner **Spezialmethode** unser Musikgehör. Ein Student nach dem andern kam an die Reihe. „Tiger“ schlug auf seinem Klavier einen Ton nach dem andern an und verlangte jedesmal, man solle die Terz, die Quinte oder die Oktave dazu singen.

Dies gelang den meisten von uns drei- oder viermal hintereinander recht gut, aber ach, das fünfte Mal plötzlich komischerweise nicht mehr. Dann grinste „Tiger“ mit seinem bärtigen Gesicht und sagte: „**Ich kann jedem von Euch eine Grube graben, in die er dann selbst hineinfällt!**“ Und in der Tat mit der Reihenfolge der von ihm vorgegebenen Töne gelang es ihm, die Prüflinge zu verwirren und zu täuschen.

Zur Singprüfung fürs Lehrpatent musste jeder Kandidat einen Sologesang einüben. Mein Lied war sehr pathetisch, eine Art **Edelkitsch**, von dem ich nicht weiss, woher er stammt. Es lautete: „Ich kam vom Berge hernieder“

Als mir Lehrerpapier und Wählbarkeitszeugnis ausgehändigt waren, gedachte ich, weiterhin an der Universität interessante Vorlesungen zu besuchen, wie z.B. die des weltberühmten Kunstgeschichte-Professors **Wölflin**, der im Alter noch einmal nach Zürich zurückgekehrt war. Philosophie-Professor **Grisebach** war aus Deutschland in die Schweiz gekommen. Seine Vorlesungen, die sich gegen jeden Absolutismus wendeten, wurden wegen des riesigen Andrangs ins Auditorium Maximum verlegt. Geschichtspräsident **Guggenbühl** bot eine wichtige Vorlesung für Studenten aller Fakultäten an. Die trug den Titel: „Vom Aufstieg und Untergang der Staaten“, kurz, es war eine ausserordentlich spannende Zeit.

Mit meinen Ausweisen hatte ich ja nun die Möglichkeit, im Notfall in die Praxis zu gehen, vorläufig jedoch gedachte ich, zur finanziellen Entlastung meiner Eltern neben dem Studium so viele **Privat- und Nachhilfestunden** als möglich zu erteilen. Es gab damals am wohlhabenden Zürichberg, d.h. in der Nähe der Hochschulen, immer genügend Schülerinnen und Schüler, die Mühe hatten, die Aufnahmeprüfungen in die Sekundarschule zu bestehen, und für die am Anschlagbrett der Universität stets Lehrkräfte gesucht wurden.

Es kam aber ganz anders. **Regierungsrat Dr. Wettstein** ersuchte mich, unverzüglich das Sekundarlehrerstudium zu beginnen. Der Staat schenkte mir, um möglichst rasch einen weiteren Sekundarlehrer einsetzen zu können, die zwei Jahre Primarschulpraxis, die eigentlich vorher nötig gewesen wären. Ich hatte nie gelernt nein zu sagen, musste auch anständigweise und ausserdem dankbar das grosszügige Angebot annehmen. Dadurch entstand plötzlich ein **Unterbruch in meiner musikalischen Tätigkeit**.

Obwohl ich damals nebenbei Privatunterricht erteilte, Latein studierte und eine ganze Reihe zusätzlicher Vorlesungen in Philosophie, Psychologie, Romanistik, Kunstgeschichte, etc. besuchte, in den Semesterferien auch noch Militärdienst leisten musste, gelang es mir das Sekundarlehrerstudium im Minimum der Zeit, d.h. nach vier Semestern, abzuschliessen.

Die Zeit an der **Universität Zürich** war die schönste in meinem bisherigen Leben gewesen, und ich freute mich aufs weitere intensive Studium der Romanistik und der Kunstgeschichte, doch ach, die Erziehungsdirektion schickte mich unverzüglich in die Praxis. Da mir der Staat so sehr entgegengekommen war, mir zwei ganze Jahre der Vorbereitung aufs Sekundarlehrerstudium geschenkt hatte, trat ich anstandshalber, aber nur vorübergehend, wie ich damals dachte, die Stelle in Dietikon an.

Die angetroffene Situation stellte mich vor **viele neue Aufgaben**, so dass ich mich nicht mehr losreissen konnte. Ich wurde von den damals riesengrossen Schulklassen dermassen gefordert, dass auch mein Geigenspiel ganz in den Hintergrund trat. Mein Instrument hing im Schulzimmer hinter dem Lehrerpult an der Wand. Es wurde nur ganz selten einmal gestimmt, um mit der Klasse im Französischunterricht ein Liedlein einzuüben.

Der **Unterbruch im Musizieren** dauerte aus den folgenden Gründen gut zehn Jahre: Vielseitige Schularbeit, Gründung einer Familie, Bau des Häuschens an der Holzmatzstrasse, mehr als 700 Tage Aktivdienst.

Dann aber kam langsam wieder etwas mehr Schwung in mein Musizieren. **Fräulein Lilly Niederer**, eine Kindergärtnerin in Dietikon, die später irgendwo im St.Gallischen verschwand, bat mich, ihr in der **Frühlingssingwoche** auf dem Kerenzerberg die Tanzleitung abzunehmen. Da ich ja nie Nein sagen konnte, kam ich so in Kontakt mit diesen musischen Wochen, von denen schon fünfzehn Jahre früher meine Schwester geschwärmt hatte.

In den Singwochen beschränkte ich mich nicht auf die Tanzleitung. Wie schon in der Oberrealschule machte ich auch hier Gebrauch von allen Angeboten; ich sang mit im Chor und spielte im Singwochen-Orchester, das von einem Teilnehmer namens **Lezzi** geleitet wurde. Dieses Orchester war in den ersten Jahren sehr klein, bestand meist nur aus fünf oder sechs Streichern.

Unsere **Volkstänze** erlernten und übten wir im Kellerraum des Ferienheims, der normalerweise, d.h. ausserhalb der Singwoche, als einfaches Massenlager diente. Sämtliche Strohsäcke, auf denen während des ganzen übrigen Jahrs die Benutzer dieser Jugendherberge übernachteten, schichteten wir an einer der beiden schmalen Seitenwände mannshoch übereinander, um genügend Tanzfläche zu gewinnen.

Theo Schmid, der Leiter der Singwoche, stellte sich mit seiner Violine in eine Ecke des Raums, spielte uns die benötigte Tanzmusik, und hoch oben auf den Strohsäcken hüpfen die „zusehenden“ Kinder herum. Nicht nur Theo Schmid, auch so berühmte Persönlichkeiten wie **Werner Gneist** und die Gebrüder **Juon** leiteten abwechselungsweise diese Singwochen.

Besonders Theo Schmid ermunterte mich, vermehrt zu musizieren. Er spielte mit im Miniaturorchester der Kurswoche, und einmal, als die Singwochen-Teilnehmerinnen und -teilnehmer aus dem Einzugsgebiet Zürich im reservierten Bahnwagen zurück nach Zürich reisten, da packte er seine Geige aus und spielte **im fahrenden Zug**. Er interessierte sich ganz besonders für mein Buch mit der offiziellen schwedischen Volkstanzmusik. Dieses dicke Buch spielten wir, einander gegenüber sitzend, ein- und zweistimmig, zwischen Ziegelbrücke und Zürich von der ersten bis beinahe zur letzten Seite durch.

Später, als das Ferienheim „Lihn“ in einer seiner Ausbautetappen einen grösseren Saal bekam, tanzten wir in diesem hellen und viel schöneren Raum. Theo Schmid sorgte am Klavier für die benötigte Tanzmusik. Schliesslich nahmen auch die einmalige Berufsmusikerin **Inge Baer** und die musikalisch hoch begabten Söhne Theos, **Martin und Christian Schmid**, an den Lihnwochen teil.

Jahr für Jahr beteiligte ich mich an der Leitung der erlebnisreichen und zum Musizieren anregenden Frühlingssingwochen im Ferienheim „Lihn“ bei Filzbach auf dem Kerenzerberg. Einst, in einer Mittagspause, besuchte ich, zusammen mit einer Singwochenteilnehmerin, die wie ich das interessante Atelier sehen wollte, den **Geigenbauer Rolf Isler** im benachbarten Obstalden. Ein Instrument musste im Auftrag von Inge Baer zur Reparatur hingebacht oder von dort abgeholt werden, ich weiss das nicht mehr so genau.

Isler, der in der Singwoche einen aufschlussreichen **Vortrag** über seinen Beruf gehalten hatte, zeigte und erklärte uns alle seine Werkzeuge und die im Entstehen begriffenen Instrumente. Am Sonntag, 17. Februar 2002, hörte ich in der Sonntags-Radiosendung „Musik für einen Gast“ Näheres von und über Isler, der heute Geigenbauateliers in Zürich und Glarus betreibt und mit seiner Familie in einer Fabrikantenvilla in Ennenda wohnt.

Die Berufsbezeichnung Geigenbauer lautet in der französischen Sprache „luthier“, ist also von „**Laute**“ abgeleitet. Dieses birnenförmige Zupfinstrument ist aus vielen Holzteilen kunstvoll zusammengesetzt. Der lange Hals mit den vielen Saiten ist einem grossen Zug ausgesetzt. Schon 1562 wurde der Beruf in Frankreich erwähnt.

Der vielseitig begabte Rolf Isler wuchs in Bassersdorf auf, besuchte das Lehrerseminar und begann gegen den Widerstand seiner Eltern ein Musikstudium bei **Scheichet** an der Musikakademie Zürich. Islers Lehrer starb aber kurz bevor das Diplom erworben werden konnte, und während des Weiterstudiums bei **Lütschg** plagte ihn noch an der linken Hand und am linken Arm eine schmerzhaft Sehnenscheidenentzündung.

In den Monaten, in denen Isler nicht Geige spielen konnte, lernte er mehr oder weniger zufällig den **Geigenbauer Segesser** kennen, dem er bei der Arbeit über die Schulter schauen durfte. Die Freundschaft mit diesem Berufsmann führte Isler schliesslich definitiv zum Geigenbau. In Obstalden, Glarus und Zürich baute er bis heute rund hundert Streichinstrumente, die alle, wie er sagte, viel beständiger sind als der Klang von Musik.

Seit etwa fünfhundert Jahren, besonders aber seit dem Wirken der unübertroffenen Instrumentenbauer **Stradivari, Amati und Guarneri**, hat sich die Form der Geigen nicht wesentlich verändert. Stets besteht die Decke aus Fichten-, der übrige Korpus aus Ahornholz. Isler experimentierte, veränderte aber nie an Streichinstrumenten die bewährten Proportionen der Innenräume, wohl aber da und dort die Holzdicke von Decken, Zargen oder Böden.

In der erwähnten Radiosendung erklangen für Isler gar nicht etwa bekannte Werke von Bach und Mozart, sondern lauter ganz spezielle Musikstücke, so z.B. von **Biber**, der auf seinem Instrument die drei oberen Saiten einen Ton tiefer stimmte! Was mir aber ganz besonders gut gefiel, das war die schwungvolle, echte schwedische Volksmusik. Isler charakterisierte auch treffend die Brautmärsche und die vielen melancholischen Stücke der skandinavischen Volksmusik.

Als von **Schweden** die Rede war, verriet Isler, dass er auch eine Zeitlang beabsichtigte, dorthin auszuwandern. Die Gründung einer eigenen Familie und die Tatsache, dass im Gegensatz zu Schweden der Kanton Glarus ein „geigenbaufreier“ Raum war, hielt ihn davon ab.

Zur Geigenbauerfamilie Isler gehören drei Kinder. Ein Sohn sollte Cello spielen, wurde aber **Schlagzeuger**, was Isler dieser Art des Musizierens gegenüber viel toleranter machte. Seine Grossmutter und einer seiner Lehrer spielten Geige und lenkten ihn zum Musikstudium hin. Vor allem **Segesser und Kobelt** waren seine Vorbilder und Lehrmeister.

Bei meinen verschiedenen Besuchen in Obstalden und in Glarus sah ich, wie sorgfältig und geduldig Isler arbeitet. An einem **Obstbaum** hatte er bei Wind und Sonnenschein verschiedene lackierte Geigen und Geigenteile zum Trocknen aufgehängt. Das Wohnen, die Arbeit und das Einspielen der Instrumente läuft bei ihm ganz natürlich nebeneinander her. Einmal, von Basel kommend, besuchte mich Isler in meinem Schulzimmer, um mir einen Geigenbogen zurück zu bringen.

Theo Schmid, Kirchgemeindefunktionär in Zürich, „dichtete“ lustige Verse zur Unterhaltung und Lieder. Er komponierte auch Melodien und Musiksätze zum Gebrauch in den von ihm in die Schweiz gebrachten Singwochen. Als dann eines Tages sein Sohn Martin Pfarrer und **Kirchenmusiker in Dietikon** wurde, sogleich nicht nur den **Kirchenchor** leitete, einen Kinder- und einen Jugendchor gründete und den seit vielen Jahren untergegangenen Orchestgerverein Dietikon wiederbelebte, da hatte ich endlich die Gelegenheit, regelmässig, d.h. jede Woche, und ganz in meiner Nähe in diesem Orchester mitzuwirken.

Viele Jahre hatte ich nur ganz selten, in der Schule, in der Singwoche und an Weihnachten musiziert.

Vom **Orchesterverein Dietikon** existiert ein Bild. Es zeigt neunzehn ganz verschieden alte Musikanten, darunter eine einzige Frau. Das Bild wurde in einer Zeitung, wahrscheinlich im „Limmattaler“ veröffentlicht.



„**Ein Stück Musikgeschichte Dietikons.** Anlässlich eines Jubiläums - welches es war, ist nicht mehr zu eruieren - stellte sich das Orchester Dietikon zu einer Erinnerungsfoto auf. Die Foto entstand am 4. Mai 1919 vor dem Zentralschulhaus, Dietikons erstem grossem Schulhaus. Am selben Tag, als die Foto entstand, spielte das Orchester auch anlässlich eines Jubiläumskonzertes. Sein Repertoire war vornehmlich auf Unterhaltungsmusik und leichter klassischer Musik, wie Melodien von Offenbach oder Soupé, aufgebaut. Es sollte Musik gemacht werden, bei der sich jedermann unterhalten konnte. Das Orchester stand im Jahre 1919 unter der Leitung von Charles Mader. Bei dieser Musiker-Gruppe fällt vor allem die Dame in der vordersten Reihe auf. Auch sie spielte aktiv im Orchester mit. Ob Dietikon - was Frauen anbelangt - ein besonders fortschrittliches Orchester hatte, oder ob man aus Besetzungsschwierigkeiten zu einer „Notlösung“ griff, lässt sich heute nicht mehr feststellen. die Foto wurde von Paul Giacomuzzi zur Verfügung gestellt.“

Dieses Orchester, von dem bis heute eine schöne **Bassgeige** in Gebrauch ist, die nie in Privatbesitz übergehen darf, wurde also eines Tages aufgelöst und nach vielen Jahren von Martin Schmid zuerst als „**Orchester der reformierten Kirchgemeinde Dietikon**“ wieder neu belebt. Später, da kein katholisches Kirchenorchester existierte, und da mehrere katholische Musikanten in Martin Schmid's Orchester mitwirkten, nannte sich der sympathische Verein ganz neutral „**Orchesterverein Dietikon**“.

Ein für die Musizierenden **spektulärer Zwischenfall** muss hier noch erwähnt werden. Bei einer Weihnachtsfeier in der reformierten Kirche Dietikon sass das Orchester halb verborgen hinter dem grossen Christbaum auf der Empore. In der „Vorprobe“ waren die beiden zu spielenden Musikstücke noch einmal erfolgreich durchgenommen und auf den Notenpulten bereitgelegt worden.

Endlich, bei weihnächtlich-feierlicher Stimmung, begann unser Spiel. Es erklang fortissimo eine schauerlich chaotische Musik. Alle Orchestermitglieder erschranken gewaltig, doch **Martin Schmid unterbrach das Spiel nicht**, er zählte laut und deutlich die ersten Takte aus: „Zwei, zwei, drei, vier; drei, zwei, drei, vier; vier; zwei, drei, vier;“ Was war da passiert? Die eine Hälfte der Spieler begann mit dem ersten, etwa die andere Hälfte des Orchesters gleichzeitig mit dem Spielen des andern Musikstücks! Wer die falschen Noten vor sich hatte, vertauschte sie während der ersten Takte so rasch als möglich mit den richtigen, und die fürchterlich lärmige Musik verwandelte sich mehr und mehr in einen weihnächtlichen Wohlklang.

Wir alle waren gespannt, nach der Weihnachtsfeier das Urteil der Zuhörer zu erfahren, doch kein Mensch äusserte sich negativ. Offensichtlich glaubte das Publikum, Weihnachten sei in der Tat ein Übergang von einer düsteren, chaotischen in eine geordnete und friedliche Welt!

Da wir gerade **Zwischenfälle im Orchesterbetrieb** erzählen, hier noch ein weiteres Erlebnis. In einem grösseren Orchester kann es schon gelegentlich passieren, dass ein Spieler mit seinem Instrument zum Konzert erscheint und beim Auspacken mit Schrecken feststellt, dass er seinen Bogen zu Hause liegen liess. Das ist in der Regel nicht so schlimm, denn in einem grösseren Orchester kann stets ein Mitspieler gefunden werden, der gerne seinen Reservebogen zur Verfügung stellt.

Das **Gewicht eines Geigenbogens** liegt zwischen 50 und 80 Gramm. Ich selber bin gewöhnt, mit 65 Gramm zu spielen. Die Gewichtsunterschiede können beim Spiel mit einem fremden Bogen begreiflicherweise erhebliche Schwierigkeiten erzeugen.

An einem prächtigen Sommernachmittag feierten die Schweden in der Schweiz ihr „**Mittsommerfest**“ oberhalb der Stadt, im Park einer Villa am Zürichberg. Das berühmte „Schwedenbüffet“ war mit verlockenden Leckerbissen im Schatten unter den Obstbäumen aufgebaut. Mit ihrer Milch oder ihrem Fruchtsaft in der Hand plauderten die meist blonden Skandinavierinnen und die schlanken Skandinavier gruppenweise in der grossen, prächtigen Parkanlage. Dazu musste natürlich die zwei- oder dreistimmige schwedische, stets von Geigern gespielte Volksmusik erklingen.

Einen ganzen **Chor von Geigern**, wie sie in Schweden auftreten, konnte der „Skandinavische Club der Schweiz“ natürlich nicht aus dem Norden herkommen lassen, aber er hatte Inge Baer, Bernhard Erne und mich zum Musizieren aufgeboten. Pünktlich waren wir drei mit unserer dreistimmigen schwedischen Geigenmusik zur Stelle. Nun aber war ich der Sünder, denn ich war ohne meinen Geigenbogen eingetroffen!

Grosse Aufregung! Was war da zu tun? Weder Inge noch Bernhard hatte einen zweiten Bogen bei sich! Während Inge und Bernhard zum pünktlichen Beginn notgedrungen ein zweistimmiges Stück spielten, überlegten wir krampfhaft, wie wir zu einem weiteren Geigenbogen kommen könnten. Da keiner ihrer Schüler in der Nähe wohnte, kam Inge schliesslich auf die Idee, Bernhard, der nicht sehr weit entfernt zu Hause war, könnte seinen Cellobogen holen.

Bernhard gab mir seinen Geigenbogen und ich gab ihm meinen Autoschlüssel. Während Bernhard in die Stadt hinunter fuhr, spielten Inge und ich ein zweistimmiges Stück nach dem andern, und als Bernhard wieder da war, musizierten wir weiter bis zum Abend. Bernhard spielte Geige mit seinem Cellobogen, und wir konnten nun unsere gut vorbereiteten dreistimmigen Stücke

präsentieren, ohne dass jemand aus dem Publikum etwas von unserer Aufregung bemerkt hätte. Leider verfügte damals der „Skandinavische Club“ in Zürich über keine eigene Volkstanzgruppe. Wir hätten ihr gerne zum schwedischen Webertanz, zum Daldans und zu andern nordischen Tänzen aufgespielt.

An dieser Stelle muss ich kurz schildern, wie in Zürich die „**Nordische Volksrtanzgruppe**“ entstand. Eines Tages, im Dietiker Kirchgemeindehaus, während einer Probe des Orchestervereins, hatte ich einige Musikhefte, die ich nicht benötigte, unter meinem Stuhl deponiert. Die hinter mir sitzende Spielerin, **Frau Winiger**, konnte offenbar lesen, was auf dem ganz oben liegenden Heft stand: „12 Lатар för 2 eller 3 fioler med Gärdebylaten“. Ich wusste nicht, dass Frau Winiger eine Schwedin war. Nach der Musikprobe fragte sie mich, wie ich dazukomme, schwedische Volksmusik zu spielen.

Ein Wort ergab nun das andere. Ich erzählte, ich sei seit vielen Jahren Mitglied des „international“ tanzenden Volkstanzkreises Zürich, der u.a. auch nordische Volkstänze musiziere und tanze, und der auch schon mehrere Reisen nach Schweden zu befreundeten Volkstanzgruppen unternommen habe.

In der nächsten Orchesterprobe fragte mich Frau Winiger ganz nebenbei, ob ich eventuell im „Skandinavischen Club“ schwedische Volkstänze unterrichten könnte, worauf ich ihr antwortete, das könne ausser mir auch jedes andere Mitglied des Volkstanzkreises Zürich.

Einige Zeit nach diesen kurzen Gesprächen fand die erweiterte Jahresversammlung des Orchestervereins Dietikon im Ferienhaus eines Mitglieds statt. Wir erlebten, verbunden mit einem grösseren **Ausflug an den Sihlsee**, einen gemütlichen Samstagnachmittag und einen Sonntag, wozu auch einige Angehörige von Orchestermitgliedern eingeladen waren. Während der Wanderung benützte Herr Winiger die Gelegenheit, mir gründlich auf den Zahn zu fühlen.

Als er schliesslich von meinen Schwedisch-Kenntnissen und meinen tanzpädagogischen Fähigkeiten überzeugt war, versprach er, in Zürich ein Probelokal und im skandinavischen Club zukünftige Tänzerinnen und Tänzer zu suchen. Endlich, am **Dienstag, 18. Januar 1983, abends 8 Uhr**, versammelten sich im Singsaal des Schulhauses Münchhalden Zürich, in der Nähe des Bahnhofs Tiefenbrunnen, von 38 Angemeldeten zwanzig Interessentinnen und Interessenten.

Schon in der zweiten Tanzprobe nach vierzehn Tagen und in den folgenden Monaten betrug die Zahl der Mitwirkenden stets rund dreissig Personen, ging aber nach einigen Jahren wieder auf rund zwanzig zurück.

Am 17. Juni 1984 fand am Waldrand oberhalb Aesch bei Birmensdorf das **Mittsommerfest** mit Spiel und Tanz um den Maibaum statt. Viele schwedische Kinder und normalerweise nicht tanzende Mitglieder des Skandinavischen Clubs wirkten an diesem fröhlichen Fest mit. Von Zeit zu Zeit trat die „Nordische Volkstanzgruppe“ öffentlich auf, so in Uetikon am See, in Romanshorn, in der Bircher-Benner-Klinik Zürich und anderswo.

Als die Gruppe in sechs Jahren mit meiner Hilfe 36 nordische und ebensoviele andere Tänze erlernt hatte, entwarf ich die ersten **Vereinsstatuten** für diese nordische Tanzgruppe, und da ich meine Schweizertänze auch nicht besonders gern von einem Chinesen oder Indianer übermittelt bekäme, sondern am liebsten von einem echten Schweizer, bat ich die Skandinavier, einen nordischen Tanzlehrer, noch besser ein Tanzleiterpaar, zu suchen.

Die **Vereinsgründung** fand am Sonntag, 29. Mai 1988, im Kurszentrum Wildhaus statt, mit **Birger Tiberg**, Landquart, konnte auch ein neuer Tanzleiter gefunden werden., und ich wurde zum Ehrenmitglied ernannt.

Durch den alljährlichen Besuch der Singwochen begann in meinem **Freizeitleben** die Musik nach und nach eine grössere Rolle zu spielen. Mit Max Fumasoli und Käthi Debrunner besuchte ich eine Zeitlang vor den Montags-Volkstanzproben bei Inge Baer private Violinstunden, die sie in einem alten Haus, am Seilergraben, nahe beim Zentral, erteilte. Dort wohnten zwei ältere Schwestern namens Maag, die Inge zum Stundenerteilen in der Stadt Zürich ein Zimmer mit Klavier zur Verfügung stellten.

Obwohl Inge als Berufsmusikerin davon leben musste, hatte sie mit uns einen sehr **günstigen Freundschaftspreis** von nur zwei statt sechs Franken pro Lektion vereinbart, den wir nach jeder Stunde sofort bezahlen mussten. Wir aber, alle drei Lehrkräfte mit Monatslohn, freuten uns an der Musik, die Inge mit uns spielte, dachten meist gar nicht an Geld und vergassen zu bezahlen.

Um uns an unsere Pflicht zu mahnen, verwendete Inge einen lustigen **Trick**. Auf ihrem Klavier stand eine kleine Porzellanschale mit einigen Münzen drin. Wenn wir dann unsere Siebensachen zusammenpackten, mit unsern Gedanken bereits bei der nun folgenden Tanzprobe waren und gar nicht ans Bezahlen dachten, dann liess Inge die Münzen durch ihre Hand gleiten und so geschickt in die Schale fallen, dass man unweigerlich **das Klimpfern** hören musste!

In diesen Privatstunden bewunderte ich vor allem Käthi, die auch in den höheren Lagen virtuos Geige spielte und natürlich Inge, die für jede Besetzung und jeden Ausbildungsgrad **geeignetes Notenmaterial** zur Verfügung hatte. Käthi heiratete später und zog nach Schweden, wo sie wahrscheinlich in einer der berühmten Geigergruppen mitwirkte.

Vom Seilergraben, wo unsere Stunden stattfanden, bis hinüber zum altehrwürdigen Hirschengrabenschulhaus fuhr ich mit dem Velo hinter Max Fumasoli her, während die beiden Damen in wenigen Minuten zu Fuss das Ziel erreichten. Ich hatte mein Instrument hinter mir auf den Gepäckträger geschnallt, Max trug das seine in der linken Hand.

Als wir uns der Stelle näherten, wo Seilergraben, Künstlergasse und Hirschengraben zusammenkommen, und wo wir nach links abbiegen mussten, kam uns ein **Tramzug** entgegen. Max, der unmittelbar hinter dem Tram hinüber zum Hirschengrabenschulhaus fahren wollte, konnte wahrscheinlich mit seiner linken Hand, in der er ja den Geigenkasten trug, kein Zeichen geben. Das hätte ihm auch nicht viel genützt, denn im gleichen Moment wollte, vom Pfauen herkommend, ein Töfffahrer in übersetztem Tempo das Tram rechts überholen. Die beiden konnten einander nicht sehen, weil ja im entscheidenden Augenblick das Tram dazwischen war.

Ein Knall! Das Motorrad prallte im rechten Winkel aufs Fahrrad. Beide Fahrer und beide Räder stürzten auf die Strasse und Maxens Geige flog „hoch im Bogen“ dem Tram nach. Der Kasten öffnete sich dabei, und das Instrument kollerte noch etwa fünf, sechs Meter weiter. Während sich die beiden „Unglücksraben“ langsam und mühsam erhoben, stellte ich mein Rad mit meinem Instrument an die Mauer und suchte auf der Strasse Maxens Geige, Kolophonium, Stimmgabel und die andern Utensilien.

Als der **Unfall** sich ereignete stoppte am Strassenrand ein Auto und der Fahrer kam sogleich zu uns herüber. Wir standen alle drei noch ziemlich sprachlos beieinander an der Strassenecke, als sich der Automobilist spontan als Zeuge meldete. Er gab uns seine Visitenkarte und betonte mehrmals, er habe genau gesehen, wie das Unglück passierte.

Inzwischen war auch schon ein **Polizist** zur Stelle und machte Notizen. Max konnte kaum reden, denn alle seine vordern Zähne wackelten bedenklich, waren rot, denn seine Lippen bluteten. Endlich wurde Max nach Hause entlassen. Auch der Töfffahrer setzte seine Reise fort, und ich kam eine gute halbe Stunde zu spät zur Volkstanzprobe, wo ich natürlich die soeben erlebte Geschichte erzählen musste.

Nach etwa einem halben Jahr bekam ich ganz unerwartet die Einladung zu einer **Gerichtsverhandlung**. Ich wurde ausführlich über den Hergang des Unfalls befragt, und nach etwa einer Stunde wollten die Herren wissen, welchen Lohnausfall und welche Spesen ich gehabt habe. Als Sekundarlehrer erlitt ich mit meinem Jahresgehalt natürlich nicht den geringsten Ausfall, und zur Verhandlung im Gericht war ich mit dem Velo gekommen.

Obwohl ich im Interesse der Sache keinen roten Rappen beanspruchte, drängten mir die Herren des Gerichts fünfzig Franken zu Lasten des Schuldigen auf, und ich verstand plötzlich, weshalb sich der Autofahrer beim Unfall so sehr als **Zeuge** aufgedrängt hatte. Wahrscheinlich konnte er durch seine kurzen Aussagen ansehnliche Spesen und grossen Lohnausfall einkassieren!

Im Zusammenhang mit Musik kann man in der Tat vielerlei erleben. Einst reisten etwa ein Dutzend Mitglieder des Volkstanzkreises Zürich mit ihren Instrumenten in zwei grossen Privatautomobilen zu einer „**musischen Woche**“, die auf einer Alp südlich von Salzburg, oberhalb von Bischofshofen, durchgeführt wurde. Auf dieser Alp, im „**Mandelwandhaus**“, trafen sich so berühmte Musiker wie Träder, Jöde, die Familie Engel und andere. Auch Inge Baer und ihre Tochter Roswith mit ihrem Cello waren dabei.

Auf dieser schönen Alp wurde fleissig getanzt und musiziert. Inge stellte sich einst **ohne Musiknoten** vor einen der anwesenden Berufsmusiker, der eine Melodie spielte. Ihm in die Augen blickend und aufmerksam zuhörend war sie fähig, auf der Stelle eine zweite Stimme dazu zu erfinden und zu spielen. Inge Baer war in Bezug auf **Auswendiglernen und Auswendigspielen** ein Unikum.

Sie konnte z.B. einen Volkstanz, den wir einübten, auswendig spielen und gleichzeitig mit einer neben ihr sitzenden Frau ein Kochrezept oder Strickmuster besprechen! Wenn ein Tanz beim Proben unterbrochen werden musste, dann konnte sie an der benötigten Stelle ohne weiteres wieder einsetzen. Heute wird oft viel Zeit verbraucht, bis auf einem Tonband oder einer CD die zum Tanzen benötigte Stelle wieder gefunden werden kann.

Die Heimreise aus Österreich führte über den Grossglocknerpass in den Süden. In Absam, einer kleinen Ortschaft des Pustertals, passierte noch ein **spektakulärer Zwischenfall**. Im Hotel „Schwarzer Adler“ warteten die Insassen unseres vorausfahrenden Autos im geräumigen Foyer auf den Rest unserer Gruppe. Als dieser nach einiger Zeit eintraf, erhob sich Inge sogleich aus ihrem Fauteuil, und mit dem Ausruf: „Jetzt können wir tanzen!“ rannte sie die Treppe hinauf, um aus ihrem Zimmer die Geige zu holen.

Diese Treppe war sehr breit, führte ganz gerade hinauf in den sehr hoch gelegenen ersten Stock und war in der Mitte mit einem Teppich belegt, der auf jedem Tritt von einem Metallstab festgehalten wurde. Als Inge mit ihrer wertvollen Geige in der Hand im Laufschrift oben die Treppe betrat, da löste sich eines der obersten Stäbchen, so dass **Inge stürzte**. Instinktiv drehte sie sich im Stürzen auf den Rücken, hielt ihre Violine schützend vor die Brust und rutschte mit grossem Gerumpel kopfvoran, die Beine in die Höhe streckend, zu uns die Treppe herunter ins Hotelfoyer.

Als ob nichts geschehen wäre, erhob sich Inge ohne ein Wort über den Vorfall zu verlieren und spielte den ersten Tanz. Am folgenden Tag führte unsere Weiterreise über die **Reschen-Scheideck** und zurück in die Schweiz.

Einige Monate nach dem Verkehrsunfall am Hirschengraben / Seilergraben, unmittelbar vor dem unter Denkmalschutz stehenden Hirschengrabenschulhaus, erklärte mir Max Fumasoli, er sei Dank der übereinstimmenden **Zeugenaussagen** bei den Gerichtsverhandlungen recht gut davongekommen. Seine Violine habe durch den Sturz zwar mehrere Risse bekommen, klinge nun aber dank der sorgfältigen Reparatur durch den Geigenbauer bedeutend besser als vorher!

In den vielen Lihn-Singwochen, die Inge mit uns besuchte, spielte sie nicht nur zum Tanz, sondern auch im Orchester. Sie rezitierte mehrmals bei günstigen Gelegenheiten ellenlange, lustige Gedichte und fiel oft durch recht **originelle Einfälle** auf, von denen ich schon früher in meinen Aufsätzen über die schweizerischen Volkstanzpioniere berichtete.

Ich kannte diese Musiklehrerin schon, als sie noch **Inge Grau** hiess und in Niederhasli wohnte, wo ihr der Tanzkreis einst einen Sonntagsbesuch abstattete. Zum Tanz aufspielend stellte sie sich dort mitten auf die wenig befahrene **Strassenkreuzung**, und wir tanzten im Kreis um sie herum. Wenn dann doch einmal ein Auto daherkam, liess sich Inge nicht unterbrechen. Wer mit oder ohne Fahrzeug bei der Kreuzung eintraf, musste zusehen, bis der Tanz zu Ende war. Erst dann gab unsere Geigerin den Weg frei. Da die meisten Passanten lange Zeit stehen blieben, nahmen wir an, unser fröhliches Tun gefalle ihnen.

Nach einem Treffen mit der französischen Volkstanzgruppe von **Marinette Aristow** in Montpellier verlängerten wir unsere Sommerferien in Zelten auf einem Fussballplatz in der Gegend von Sète. Eines Abends kam Inge auf den Gedanken, für die Bewohner des benachbarten Dorfes eine **improvisierte Tanzvorführung** zu veranstalten.

Alle unsere Automobilisten holten in der Abenddämmerung ihre Fahrzeuge herbei, stellten sie so auf, dass sie mit ihren Scheinwerfern einen schöne Tanzplatz beleuchten konnten. Dann musizierten wir, bis eine Anzahl Neugieriger angelangt waren und tanzten bis spät in die Nacht.

Durch all diese **Erlebnisse**, und durch die regelmässige Mitwirkung im Dietiker Orchester Martin Schmidts wurde meine Geige immer häufiger gebraucht, vor allem auch bei **Vorfürungen des Volkstanzkreises Zürich**, bei denen Inge, wenn irgend möglich, ein Trio oder Quartett zusammenstellte. Sie passte ihren mitwirkenden Laienspielern den Schwierigkeitsgrad der Begleitmelodien sorgfältig an, so dass sie jeden Spieler „brauchen“ konnte.

So musizierend und tanzend traten wir im Pfrundhaus, im Waidspital und anderswo auf, aber auch bei Geburtstags- und Weihnachtsfesten. Bei Inge in Dübendorf sah ich ihre **riesige Musikliteratur**. Ihr Haus ist vollgestopft mit Musik- und Volkstanzliteratur, und was besonders bewunderungswürdig ist, Inge verfügt über eine so gute Übersicht, dass sie für jede Situation findet, was sie braucht.

Auch in ganz anderem Zusammenhang hatte ich Gelegenheit zum Musizieren. In Dietikon wurde am **23. Juni 1957** mit öffentlicher Besichtigung und Jugendfest das **Schulhaus Steinmürli** eingeweiht. Kollege **Nogler** stellte zu diesem Fest aus Kolleginnen und Kollegen ein Streichorchester zusammen und zog zur Einübung und Aufführung von **Mozarts Kindersinfonie** auch einige Schüler bei.

Diese bedienten die Räsche und die Wasserpfeife. Auch Walter **Mühlich** spielte mit, liess sich aber leider nicht zur Mitwirkung im Orchesterverein Dietikon überreden.

Martin Schmid starb sehr jung und sehr plötzlich. Nach ihm bekam sein Orchester einen Dirigenten nach dem andern. Einer unterbrach das Spiel bei jedem falschen Ton und hielt jedesmal eine lange Rede, so dass man gar nicht recht zum Spielen kam. Wahrscheinlich wollte er beweisen, dass er im Gegensatz zu uns sehr viel von Musik verstand!

Ein sehr guter Dirigent war **Brazda**, doch es kam mehrmals vor, dass er gar nicht zur Probe erschien! Dann „wurstelten“ wir uns wenig effizient allein durch den Abend. In der folgenden Probe hörten wir dann als Entschuldigung in eigenartigem Deutsch dieses Ausländers: „Konnte nicht kommen, ich musste Radiostudo,....“

Schliesslich bekam das Orchester Dietikon mit **Hansjörg Weltin** einen ganz vortrefflichen Dirigenten. Wenn wir unter seiner Leitung ein neues Musikstück einüben, dann wird gleich ganz hemmungslos bis zum ersten Wiederholungszeichen durchgespielt. Natürlich passieren bei diesem ersten Versuch auch **Fehler**. Die meisten dieser Verstösse bemerken die einzelnen Spieler selber, ganz ohne tadelnden Kommentar des Dirigenten, so dass die Wiederholung des Musikteils auch ohne Unterbrechungen und lange Erklärungen schon viel besser klingt.

Erst später wird das Stück nach den Angaben Weltins perfektioniert, indem er auf Betonungen, Phrasierungen und Tempoänderungen aufmerksam macht. Bei diesem geschickten Vorgehen kommt der Laienmusikant fleissig zum Spielen. Jede Probe wird zu einem freudigen Ereignis, ist voller Erfolgserlebnisse und ersetzt eine Privatstunde.

Weltin wirkt in Zürich an der **Musikschule**, ist **Organist** im Stadtteil Albisrieden und leitet dort den Chor und das Orchester. In Zürich und Dietikon übten die beiden Orchester Weltins jahrelang an verschiedenen Wochentagen dasselbe Programm, so dass wir getrennt üben aber gemeinsam auftreten konnten.

Mehrmals spielten wir mit **Frau Weltin** als Solistin Stücke für Flöte und Orchester, traten aber auch mit Sängern und Solisten anderer Art auf. Beide Streichorchester Weltins verloren leider allzuhäufig Mitglieder durch Tod oder Wohnungswechsel. Auch Sohn Karl Klenk konnte nicht mehr mitwirken, als er seine Stelle am Seminar in Thun antrat.

Eines Tages mussten daher die beiden geschrumpften Orchester Weltins zusammengelegt werden, was einige Probleme mit sich brachte. Man einigte sich auf den **Mittwoch** als Probeabend, der einigen Mitgliedern nicht passte, weil sie an diesem Abend bereits anderweitig verpflichtet waren.

Dann war da ein Schrank voller **Musiknoten**, die dem Orchesterverein Dietikon gehörten. Diesen Schatz an Notenmaterial schenkten wir dem „Orchester der reformierten Kirchgemeinde Zürich-Albisrieden“. Viele Stunden verbrachte ich mit der Erstellung eines Verzeichnisses. Von jedem einzelnen Werk musste ausgezählt und festgehalten werden, was da war an Partituren, ersten, zweiten, dritten Stimmen, an Noten für die Bratschen, die Celli und den Bass.

Ausser den vielen Musiknoten besass das Dietiker Orchester auch eine **Bassgeige**, die zwar viele Jahre lang verschwunden war. Sie war samt Hülle und Bogen ausgeliehen, doch niemand wusste, wo sie war.

Aus Schriften und Protokollen von 1985 geht hervor, dass dieser Bass von einem Herrn E. **Peyer** stammt, der einst im Orchesterverein Dietikon mitspielte. Da keine Erben vorhanden waren, konnte der Verein dieses Instrument mit ruhigem Gewissen als sein Eigentum betrachten. Unabhängige Schätzungen der Geigenbaufirmen Koch, Luzern und Jecklin, Zürich, bezifferten die Kosten der notwendigen Reparaturen auf 2060.- und 1760.- Franken.

Der Verein liess das Instrument reparieren, verwendete es dann regelmässig und erstellte 1987 einen **Vertrag betreffend die unentgeltliche Gebrauchsleihe**. Als das Instrument jahrelang nicht mehr gesehen wurde, und niemand wusste, wem es zuletzt zum Gebrauch überlassen worden war, begannen einige Orchestermmitglieder nach dem Bass zu suchen. Sie fanden ihn schliesslich, allerdings ohne Bogen und ohne Hülle in einer Grümpelkammer des reformierten Kirchgemeindehauses Dietikon.

Seit etwa 1990 wird die Orchesterbassgeige von Sekundarlehrer **Hans Clavadetscher** regelmässig bei allen möglichen Anlässen in Dietikon und auswärts eingesetzt, zuerst nur zum „Zupfen“, später auch zum normalen Spiel. Als Dank veranlasste Hans Clavadetscher spontan und auf seine eigenen Kosten die laufend notwendigen werdenden Reparaturen (neue Saiten, neuer Steg) und beschaffte auch eine Hülle.

Damit diese Bassgeige nicht ein zweites Mal verschwindet, verfasste ich am 9. Juni 1995 ein **Dokument**, das von den Mitgliedern des inzwischen aufgelösten Orchestervereins, die zu Albisrieden wechselten, von der Präsidentin und vom Präsidenten dieses Vereins, von Hans Clavadetscher, von zuständigen Persönlichkeiten der Musikschule Dietikon und vom Präsidenten der Schulpflege Dietikon unterzeichnet wurde.

Das Dokument bekamen alle Unterzeichner. Es hält vor allem die folgenden Grundsätze fest:

1. **Das Instrument ist Eigentum des Orchestervereins Dietikon**, der kurz nach Neujahr 1916 von Herrn Charles Mader gegründet wurde. Das erste Konzert fand am 18.3.1916 in der „Krone“ statt. Anfangs 1991 vereinigte sich das von Martin Schmid wiederbelebte Orchester, es hatte viele Jahre nicht mehr existiert, mit dem Orchesterverein Zürich-Albisrieden.

2. **Das Instrument darf nie in Privatbesitz übergehen**. Vorläufig ist es im Zentralschulhaus Dietikon stationiert. Es wird der Musikschule, Hans Clavadetscher und andern vertrauenswürdigen Interessenten, die mit einer Bassgeige umgehen können, gerne zum Gebrauch überlassen. Sollte in Dietikon wieder ein selbständiger Orchesterverein entstehen, dann geht das Instrument in dessen Besitz über.

3. **Der Orchesterverein Zürich-Albisrieden wacht vorläufig über das Wohlergehen dieser wertvollen Bassgeige**. Sollte Hans Clavadetscher, der Zugang zum Standort im Zentralschulhaus hat, das Instrument nicht mehr benötigen, dann bleibt dessen **Standort in Dietikon**, z.B. in der Musikschule.

In einem Schreiben von 1987, das Ruth Schlienger, die damalige Präsidentin des Orchestervereins Dietikon, an Pfarrer Martin Schmid richtete, ist auch die Rede von **Pauken**.

Die betreffende Passage lautet: „Der Orchesterverein fragt Sie an, ob Sie immer noch die Pauken im Gebrauch haben. Falls Ihr Interesse an dem Instrument / den Instrumenten noch vorhanden ist, lassen Sie es uns wissen, um Ihnen einen Gebrauchsleihe-Vertrag auszuhändigen. Andernfalls würden wir uns freuen, die Pauken in unserm Besitz zu sehen.“

Wo sind die Pauken? Das ist die Frage bis heute, Freitag, 8. März 2002. An diesem Tag wollte ich **Herrn Dr. Trutmann**, den Präsidenten der Dietiker Musikschule, anfragen, ob er etwas vom Verbleib der Instrumente wisse und ihn bitten der Sache, wenn möglich, auf den Grund zu gehen. Doch ach, ich musste ihm das Problem auf seinem Telefonbeantworter erklären.

Frau Schenk, Staffelackerstrasse 25, welche die Geschäfte der Musikschule besorgt, konnte ich am Telefon erreichen. Sie wird sich um die Pauken kümmern, ebenso **Herr Müller** der Abwart in ref. Kirchgemeindehaus und **Vreni Schmid**, die Frau des verstorbenen Pfarrers Martin Schmid. Auch diese wertvollen Instrumente sollten, wie die Bassgeige, nicht in Privatbesitz übergehen und ihren Standort in der Musikschule Dietikon haben.

Schliesslich nahm ich auch noch Kontakt auf mit Pfarrer und Kirchenmusiker **Wolfgang Rothfahl** in Brugg. Hoffentlich kommt mit der Zeit etwas ans Tageslicht, so dass auch für die Pauken ein ähnliches Dokument erstellt werden kann, wie für die Bassgeige.

Nun aber zurück zum **Streichorchester**, mit dem ich viele Proben, Mitwirkungen in reformierten und katholischen Gottesdiensten, Konzerte und Ausflüge erlebte. Die Zusammenarbeit über die konfessionellen Grenzen hinweg wurde in den letzten Jahrzehnten immer wichtiger. Wir spielten aber unsere Konzerte nicht nur in allen möglichen Kirchgemeindehäusern und Kirchen, sondern auch bei ganz weltlichen Anlässen wie z. B. Neuzuzügerbegrüssungen und Jahresversammlungen verschiedener Vereine.

Das Probenwochenende vom 25. und 26. Juni 1983 verbrachten wir im Antoniushaus Mattli, **Morschach ob Brunnen**. Damals probten der Orchesterverein Dietikon (am Mittwoch, 29. Juni) und der von Zürich-Albisrieden (am Freitag, 1. Juli) getrennt in weitem Vorproben auf bevorstehende Konzerte. Da die beiden Orchester vom gleichen Dirigenten **Hans-Jörg Weltin**, Bergdietikon, geleitet wurden, vereinigten sie sich bald darauf.

Das jedes Jahr durchgeführte Orchester-Wochenende fand mit der einzigen Ausnahme (Morschach 1983) seit 1980 immer nach den Sommerferien in der **Propstei Wislikofen** statt. Die Autofahrt von Dietikon nach Wislikofen dauert bei normalen Verkehrsverhältnissen nur 35 Minuten, so dass ich gut zu Hause übernachten und dem Verein Spesen ersparen kann.

Als sich der Orchesterverein Dietikon mit dem von Zürich-Albisrieden vereinigte, organisierte die damalige Dietiker Vereinspräsidentin **Ruth Schlienger** eine gemeinsame Reise der Spieler beider Orchester samt Angehörigen mit dem Glacier-Express über **Oberalp- und Furkapass**. Das Wetter war ausgezeichnet und trotz der erheblichen Reisekosten konnte sowohl dem Orchester Zürich-Albisrieden, als auch der Musikschule Dietikon zwecks endgültiger Auflösung der Dietiker Vereinskasse noch je rund 1000 Franken übergeben werden.

Einige Jahre vor ihrem Tod am 27. Februar 1998 nahm mich die Bratschistin **Susi Winkler**, Schlieren, mit zu einer Probe des Seniorenorchesters Baden, wo ich freudig aufgenommen wurde und hängen blieb. Seither wirke ich sowohl in Zürich, als auch in Baden mit. Unter der Überschrift „Taktvoll ins neue Jahrhundert“ verfasste ich letztes Jahr eine hübsch bebilderte Jubiläumsschrift und zwar aus doppeltem Anlass. Am 4. Januar 2001 wurde **Alfons Meier** 80 Jahre alt und war gleichzeitig seit zehn Jahren Dirigent des seit 1984 bestehenden Orchesters.

Das Jubiläum wurde mit einem **Vereinsfest** im Hotel Du Parc, Baden, gefeiert. Da beide Orchester immer wieder abwechslungsreiche Konzerte erarbeiten, kommen die mitwirkenden Laienmusiker oft zu schönen Erlebnissen, und ausserdem erspart jede Orchesterprobe eine Privatstunde, denn an stets neuen Anregungen fehlt es nicht. Ausserdem wird jede Spielerin, jeder Spieler, durch die bevorstehenden Konzerttermine zum Üben gezwungen.

Als ich 1992 bei erfreulich guter Gesundheit achtzig Jahre alt wurde, da schenkte mir der Orchesterverein Zürich-Albisrieden **zwei dicke Bücher**, die ich von vorn bis hinten durcharbeitete.

1. **Wolfgang Hildesheimer**. „**Mozart**“, 417 Seiten, erschienen 1979 im Buchclub Ex Libris Zürich.

2. „**Musik und Erleuchtung**“, der Weg der grossen Meister. Ein Lesebuch mit Texten und Zitaten zur Kunst, 685 Seiten, herausgegeben von **Klaus Derick Muthmann**, Verlag Max Hieber, München.

Da jedes Orchestermitglied diese interessanten Bücher studieren sollte, stellte ich sie dem Verein zur **Zirkulation** zur Verfügung. Jahrelang hörte ich aber rein nichts mehr von diesen beiden Werken, so dass ich schliesslich an einer Jahresversammlung nach ihrem Verbleib fragte. „Musik und Erleuchtung“ tauchte dann zuerst wieder auf. Es war bei einer einzigen Leserin jahrelang im Bücherschrank stehen geblieben.

Die beiden Bücher waren mir geschenkt worden, sind also mein rechtmässiges Eigentum. Daher fragte ich jedes Jahr an der Generalversammlung nach dem Verbleib meines Mozartbuchs, von dem aber niemand etwas wusste. **Die wohlgemeinte Zirkulation hatte offensichtlich ganz jämmerlich versagt.** Beide Bücher blieben irgendwo liegen, obwohl ich in jedes einen erläuternden Brief gelegt hatte. Erst nach neun Jahren wurde mir auch das Mozartbuch wieder zurück gebracht. Ich vermute, dass es in der langen Zeit höchstens bei zwei „Lesern“ im Bücherschrank stand, vielleicht gar nicht gelesen wurde!

3. **Walter Kolneder**. „**Das Buch der Violine**“: Bau, Geschichte, Spiel, Pädagogik, Komposition. 626 Seiten. Erschienen 1972. im Atlantis-Verlag Zürich und Freiburg i. Br. Dieses sehr schöne Buch kaufte ich, als es in der NZZ ausführlich und anerkennend gewürdigt worden war. Schon oft konnte ich es bei auftauchenden Fragen zu Rate ziehen.

Nun folgt noch die **Liste meiner sehr unterschiedlichen Geigen**, von denen jede ihre ganz spezielle Lebensgeschichte hat.:

1. **Blondelet**, Paris, mit **Finkel-Bogen** von Marlis Metzler. Diese Violine kaufte ich etwa 1960 bei Geigenbauer Bänziger in Zürich für rund 2000 Franken. Damals durfte Sohn Karl in der Orgelfabrik Dietikon bei der Berufsmusikerin Marlis Metzler Privatstunden besuchen. Er nahm stets diese beste unserer Geigen in die Stunden mit und spielte auch im Orchesterverein Dietikon auf diesem schönen Instrument. Diese Geige hatte ich zwar für mich angeschafft, da Karl aber offensichtlich besser spielte als ich, liess ich ihn gerne gewähren. Als er ins Berner Oberland übersiedelte nahm er die Blondelet natürlich mit. Dort erklingt sie regelmässig im Konolfinger Orchester.

2. „**Schweizer Geige**“ von **Alois Suter** (1800 bis 1880), Brunnen mit **Riedl-Bogen**. Diese Violine wurde irgendwo im Osten als „Italiener“ ausgegeben und abgeändert. Auf dem Geigenzettel im Innern des Instruments steht die Phantasieangabe „Nicolausow Amandi. Kremona anno 1753 (1733?).“ Der Wahrheit eher entspricht, was im Innern der Geige auf einem besser lesbaren Zettel steht: „Reparirt von Karl Winter aus Weissenburg 1893.“

Auf der „**Schweizergeige**“ spiele ich jeden Tag. Sie gefiel auch Inge Baer, denn sie ist eine durchschnittlich gute Orchestergeige. Verglichen mit einer normalen ganzen Geige besitzt sie einem etwas kleineren Korpus. Die Mensur, d.h. der Abstand vom obern Sattel bis zum Steg, ist aber genau richtig, also wie bei jeder normalen ganzen Geige. Die Schneckendeckel ist mit Schnitzereien verziert. Das Instrument übernahm ich 1976 von Marcel Schweizer, Vermessungstechniker, Holzmatt 43, Dietikon.

3. Die „**Janitschek-Geige**“ wurde 1930, als ich noch in der Lehrer-Ausbildung war, von meinen Eltern für mich gekauft. Ich bezeichne sie so, weil wir uns beim Kauf von Professor Janitschek, dem Chor und Orchesterleiter des Gymnasiums Zürich, beraten liessen. Dieses Instrument verwendete ich jahrelang in der Schule und im Orchester. Im Sommer 1975 leimte Geigenbauer **Ruedi Isler**, Obstalden, für 25 Franken einen Riss, der in der Decke dieses Instruments entstanden war.

Dieser Violine ordnete ich den Bogen zu, der mit „**Paulus**“ bezeichnet ist. Vom März 1978 bis Ende November 1979 spielte eine Sekundarschülerin auf dieser Geige, die seit Mai 1982 in Thun, später Steffisburg, bei Sohn Karl stationiert ist.

4. Die **Winkler-Geige** mit **Elitari-Bogen** ist bei Sohn Ueli in Meilen stationiert. Sie wurde mir als wahres Wrack 1974 von einem Schüler namens Matthias Winkler geschenkt. Die Schneckendeckel war abgeschlagen, der Lack an vielen Stellen stark beschädigt. Es fehlten Steg, Kinnhalter und Saiten samt Saitenhalter mit Hängesaite.

Matthias erzählte mir, er habe das Instrument in der Badewanne als „Schiffli“ benützt! Im April 1975 liess ich mir von Geigenbauer Rudolf Isler, Obstalden, die **Reparaturkosten** schätzen und setzte mich mit den Eltern meines Schülers Matthias in Verbindung. Ich schrieb ihnen, die Reparatur koste zwischen 350.- und 700.- Franken. Um mit dem Instrument wieder spielen zu können, müsse aber mit den folgenden zusätzlichen Kosten gerechnet werden:

Bogen 75.- bis 400.- Fr, Kinnhalter 30.- Fr., Saitensatz 35.- Fr, Menhuinstütze 38.- Fr., Feinstimmer, Dämpfer, und Ersatzsaiten in Röhrchen und ein Etui 130.- Fr.

Die Eltern Winkler reagierten mit einem freundlichen Brief, in dem sie schreiben: „...Wie Ihnen Matthias schon erzählte, erhielten wir die Geige von einer befreundeten Familie, welche an unsere Kinderschar dachte, als Geschenk. Umstandehalber würden wir aber im Moment eher von einer kostspieligen Reparatur absehen und die Geige zurücknehmen, wie sie ist. Wenn wir Ihnen jedoch eine Freude machen könnten, wären wir bereit, Ihnen dieselbe kostenlos zu überlassen.“

Als mit diesem Brief die **Schenkung des Geigenwracks** schriftlich bestätigt war, liess ich sofort das Instrument von Rudolf Isler reparieren und kaufte bei ihm einen guten, eckigen „Ried“-Markenbogen. Für Reparatur und Bogen bezahlte ich 1020.- Fr. Isler brachte mir das fertig reparierte Instrument persönlich am 3. November 1975 in die Schule.

Vom September 1976 bis zum März 1978 erlernte eine Schülerin namens Claudia, von März bis Dezember 1981 die Tochter Ruth Schliengers auf diesem Instrument die Anfänge des Violinspiels. Auf dem Klebezettel im Innern dieses Instruments steht „Carlo Bergonzi. Cremona 1753“. Das kann glauben wer will, bekanntlich sind diese Zettel meist gefälscht.

Die Winkler-Geige samt Elitaribogen und anderem Zubehör befindet sich seit vielen Jahren bei Sohn Ueli in Meilen.

5. Die **Helle Geige**, genannt **Ungricht-Geige**, mit **Finkel-Bogen** schenkte mir 1973 Schulabwart Ungricht, zusammen mit einem dicken Bündel Notenmaterial, als er Überflüssiges aus seiner Wohnung entsorgte. Wer diese Noten spielen konnte, muss die Lagen hinauf bis zur fünften gut beherrscht haben, also ein überdurchschnittlicher Könnler gewesen sein. Dieses helle Instrument ist jedoch eine ganz durchschnittliche Orchestergeige.

Am, 23. Oktober 1995, übernahm **Frau Schaeren**, Am Grendel 2, Dietikon, leihweise dieses Instrument, das im April 1998 von der Firma Jecklin repariert werden musste. Die Reparatur und ein neues Geigenetui bezahlte Frau Schaeren.

6. Die **3/4 Geige aus dem Aargau** ist ein sehr gutes Instrument. Ich kaufte es 1953 von Familie Bräm und gab es während zwanzig Jahren diversen Schülerinnen und Schülern, die recht gerne damit spielen lernten, da es wirklich angenehm tönt. Vom Februar 1978 bis Ende Januar 1982 übernahm es Sekundarlehrer **Karl Kober** für seine Tochter. Zum Dank für den Gebrauch des Instruments kaufte Karl Kober ein neues Etui für diese kleine Geige.

Dieses schöne Instrument steht seither für einen lernwilligen Geigenschüler bei mir bereit. Da ich bis heute selber weder eine Schülerin noch einen Schüler finden konnte, überlege ich, ob ich gelegentlich die **Musikschule** Dietikon auf das Instrument aufmerksam machen sollte, für dessen Kontrolle und Reparatur ich im Lauf der Jahre 422.- Franken bezahlte.

Immer wieder erteilte ich Gratisunterricht für Anfänger, so auch einmal der Tochter von Reallehrer **Willi Kohler**, die mit einer auf dem Flohmarkt erstandenen Geige zu mir kam. Zwischen oberem Sattel und Griffbrett klaffte eine beträchtliche Lücke. Wahrscheinlich hatte ein früherer Spieler das Instrument fallen lassen, wobei sich das Griffbrett vom Hals der Geige löste. Mit Zementit hatte er es vermutlich selber wieder angeleimt. In jeder Beziehung war diese Geige in einem jämmerlichen Zustand, so dass der Spielerin begreiflicherweise das Musizieren bald verleidete.

7. Die **3/4 Geige**, genannt „**Hürzelergeige**“ trägt in ihrem Innern einen Zettel, auf dem die Bezeichnung „Stradivarius“ gut lesbar ist. Es handelt sich aber bei diesem Instrument um ein besseres „Zigarrenkistchen“ ohne Stimme, ohne Wohlklang. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie ich zu diesem praktisch wertlosen Instrument kam. Da ich es seit Jahrzehnten „Hürzelergeige“ nenne, stammt es wahrscheinlich von einer Familie Hürzeler.

Auch dieses Instrument konnte ich mehrmals Anfängern für die allerersten Geigenstunden überlassen; für ein weiterführendes Studium ist es aber gar nicht geeignet.

Die **Liste der Schülerinnen und Schüler**, denen ich die ersten Schritte im Geigenspiel vermittelte, zählt fünfundzwanzig Namen. Stets erklärte ich sowohl den Lernenden, als auch deren Eltern, ich sei kein Musiklehrer, und sobald sich gute Fortschritte zeigten, forderte ich meine „Kunden“ auf, in der **Musikschule** oder im **Konservatorium** zu einem geschulten Geigenlehrer überzutreten.

Im Laufe der Zeit nahm meine **Freude am Musizieren** mehr und mehr zu, besonders seit ich das Malen, das Aquarellieren und das Verseschmieden aus den verschiedensten Gründen praktisch aufgegeben habe. Zur Aufheiterung des Gemüts übe ich nicht nur die Stücke, die wir in den Orchestern spielen, sondern auch viel anderes, besonders schwedische und schweizerische Volksmusik.

Am Donnerstagnachmittag, 7. März 2002, hätte ich mich zweimal gewaltig ärgern können, denn ich geriet von einer **Notsituation** in die andere. Doch, **Sichärgern nützt nichts und ändert rein gar nichts an einer Situation.**

An diesem schönen sonnigen Märznachmittag des Jahres 2002 sollte das Seniorenorchester Baden die Generalversammlung eines Frauenvereins in **Wettingen** verschönern. Frau Ruth Beurer, Frau Vreni Schmid und ich, wir fahren, wenn immer möglich, gemeinsam im Auto zu den Proben und Konzerten dieses Orchesters. Wer mit seinem Wagen fährt, das wird von Fall zu Fall, und möglichst gerecht und abwechslungsweise vereinbart.

Diesmal hatte mir **Frau Beurer** versprochen, sie werde mich um 13 Uhr 15 abholen, sie müsse ohnehin zwei weitere Personen im Auto mitnehmen, die auch im obern Teil Dietikons wohnen, und die unser Konzert hören möchten. Es fahre zwar ihr Mann, aber Platz im Auto sei genug, denn Vreni könne wegen ihrem immer noch schmerzenden linken Arm nicht am Konzert mitwirken.

Genau um 13 Uhr 15 war ich startbereit und trat vor meinem Haus auf die Holzmattstrasse hinaus, doch ach, das „beurersche“ Auto tauchte nicht auf. Geduldig spazierte ich hin und her und dachte: „Vielleicht waren Ruths Gäste nicht rechtzeitig startbereit!“ Nach einer Viertelstunde vermutete ich, Frau Beurer wolle gar nicht an der Vorprobe teilnehmen und erst zum Konzert um 15 Uhr in Wettingen eintreffen. Nach einer halben Stunde jedoch, es war bereits 13 Uhr 45, nahm ich an, es sei **etwas Unvorhergesehenes** passiert, Frau Beurer sei mit ihren Leuten definitiv verhindert, könne gar nicht zum Konzert kommen.

Da ich ja draussen auf der Strasse wartete, war es ihr nicht möglich gewesen, mich telefonisch über die Sachlage zu orientieren, kurz entschlossen setzte ich mich in meinen Volvo und fuhr allein zur Vorprobe im reformierten Kirchgemeindehaus Wettingen. Dort konnte ich nur noch das letzte Stück mitspielen, die beschwingten Walzer aus „**Gold und Silber**“. Ich sah auch Ruth Beurer fleissig musizierend an ihrem Platz!

Endlich, in der Pause vor dem Konzert, klärte sich das rätselhafte **Missverständnis**. Ruth hatte in Dietikon von 13 Uhr 15 bis 13 Uhr 20 vor dem Altersheim Ruggacker auf mich gewartet, wo wir uns auch schon getroffen hatten, und ich hatte mir fälschlicherweise vorgestellt, sie müsse ja, um Ihre Gäste oben im „Blüemliquartier“ abzuholen, ohnehin bei meinem Haus vorbeifahren!

Aus diesem lächerlichen Drama lässt sich lernen, dass zu solchen gemeinsamen Fahrten **Zeit und Ort** genau abgesprochen werden müssen. Das Konzert verlief übrigens ganz wunschgemäss, und das Orchester wurde anschliessend zu einem gemütlichen „Zvieri“ eingeladen; doch dann folgte das zweite „Drama“.

An der Säntisstrasse in Wettingen bestieg ich, als die meisten Orchestermitglieder schon weggefahren waren, mein Auto; doch als ich den Schlüssel ganz nach Vorschrift drehen wollte, war das **Zündschloss blockiert**. Alles Rütteln und Klopfen nützte nichts, ich brauchte fachmännische Hilfe. Mein erster Einfall war der **Pannendienst** des Touringclubs.

Wo war wohl das nächste Telefon? Die benötigte Telefonnummer wusste ich auch nicht auswendig, denn bei der hastigen Abfahrt in Dietikon hatte ich dummerweise vergessen, noch schnell **meine Ausweise** aus dem Haus zu holen! Bevor ich eine Fahrt mit dem Auto antrete, packe ich doch stets alle Ausweise ein! Ausgerechnet jetzt, wo ich in Not gerate, habe ich die Schriften nicht! Das wäre eine dumme Blamage; also verzichte ich auf die Touringleute!

Hilfe musste aus der nächsten **Garage** herbeigeholt werden. Doch, wo war die zu finden? Ich marschierte planlos Richtung Osten. Doch in dieser Gegend standen nur hübsche Einfamilienhäuser in ihren Gärten. Endlich in der Nähe eines Kindergartens lotste eine Frau Kinder mit ihrer Signalkelle über die Strasse, und ich dachte, diese Frau sei bestimmt aus Wettingen und könne mir erklären, wo die nächste Garage zu finden ist.

Die Dame runzelte ihre Stirne und dachte lange nach. Schliesslich sagte sie: „Hier in diesem **Wohnquartier** ist weit und breit keine Garage. Gehen Sie zurück, an der Kirche und am Kirchgemeindehaus vorbei und weiter bis zu einem grossen Schulhaus. Dort, in jener Gegend, irgendwo hinter dem Schulhaus befindet sich eine Garage.“

Im **Laufschritt** rannte ich zurück, denn es war schon beinahe 17 Uhr, die Garage vielleicht schon geschlossen! Ich fand das grosse Schulhaus. Die Strasse jedoch bog nach Südwesten ab, und ich entdeckte auch dort nichts, das nach Garage aussah. Endlich kam mir eine **ältere Dame** mit Einkaufstasche entgegen, die mir erklärte, ich müsse zurück bis zur Stelle, wo die Strasse abbiegt. Dort sei ein schmales Weglein, das im Bogen nach Norden führt zu einer andern Strasse, wo ich eine grosse Garage finden könne.

Zwei junge Burschen, die dort noch unter einem in die Höhe gehieften Wagen arbeiteten, erklärten mir aber, als ich ihnen meinen Roman erzählt hatte, sie verstünden nichts von der Automarke Volvo. Der **Meister** musste herbeibemüht werden. Dieser wusste, dass beim Volvo das Zündschloss kompliziert ist. Wahrscheinlich müsse es ausgewechselt werden, was lange dauern könne, denn die Ersatzteile müssten vielleicht in Schweden bestellt werden. Ich weiss nicht, ob der Herr mir Angst machen wollte!

Schliesslich bat er mich, in sein Auto einzusteigen und fuhr mit mir zu meinem Wagen an der Säntisstrasse. Er rüttelte am Lenkrad und schüttelte den im Schloss blockierten Zündschlüssel, so dass plötzlich mein Motor ansprang. Erleichtert atmete ich auf, und der Herr sagte: „Stellen Sie ihren Motor unterwegs nicht ab, dann kommen Sie noch gut nach Hause!“ Für seine **wirksame Hilfe** forderte er keine Entschädigung, akzeptierte aber gern ein „Trinkgeld“ von 20.- Franken.

Während der Rückfahrt nach Dietikon dachte ich: „Wie soll das weitergehen, wenn mein Zündschloss immer wieder blockiert, wenn ich an den abgelegensten Stellen plötzlich nicht mehr weiterkomme?“ Da ich am selben Donnerstagabend noch nach Zürich fahren wollte, musste dem Problem sofort auf den Grund gegangen werden.

Statt nach Hause fuhr ich schnurstracks zur **Volvogarage** in Dietikon. Dort stellte ich den Motor ab und versuchte, ihn sofort neu zu starten, was auch mühelos wie eh und je gelang. Trotzdem betrat ich das Büro, wo noch jemand an der Arbeit war. Der Werkmeister, dem ich mein Erlebnis schilderte, sagte, es sei alles in Ordnung. Bei den meisten Automarken, auch beim VW, lässt sich das Lenkrad blockieren, beim Volvo hingegen ist die Sache raffinierter. **Statt der Lenkung wird die Zündung blockiert.** Der Herr zeigte mir, wie die Sache funktioniert, vor allem wie man eine Blockierung löst.

Vom Musizieren bin ich nun leider aufs Autofahren abgeschweift. Aber so, wie das Fahren mit dem neuen Volvo viel angenehmer ist, als mit dem alten Volkswagen, so wird auch mein Musizieren immer besser. **Das Geigenspiel verbessert meine Lebensqualität.** Meinen Eltern, denen ich für ihre Aufopferung sehr dankbar bin, würden sich sehr freuen, wenn sie mich hören könnten.

Nachtrag zu den „Musikerinnerungen:

Viele Jahre lang lag **Werner Altorfers alte „Stainer“-Geige** unbenutzt in einer Kartonschachtel. Vom Hals der Violine schräg durch den Wirbelkasten zieht sich ein Riss, so dass sie nicht mehr gestimmt werden konnte. Statt einer normalen „Schnecke“ besitzt diese Geige einen ziemlich hässlichen geschnitzten „Menschenkopf“, und der zugehörige Bogen hat gar keine Haare mehr. Da mit diesem Instrument nicht mehr musiziert werden konnte, beschaffte sich mein Schwager Werner ein neues.

Meine Schwester Martha Altorfer-Klenk, Kempten-Wetzikon, entrümpelt seit einiger Zeit ihr Wohnhaus, und als ich sie Mitte März 2002 besuchte, schenkte sie mir das „Geigenwrack“, das ich einige Tage später dem **Geigenbauer Rolf Isler** in sein Atelier, am Hirschengraben 22, (beim Kunsthaus) in Zürich brachte. Wir besprachen die notwendigen Reparaturen.

Herr Isler wird in seinem zweiten Atelier in Glarus nach einem passenden Hals mit Wirbelkasten und Schnecke suchen. Die gesamten Reparaturkosten für Geige und Bogen werden zusammen mit der Beschaffung eines neuen Etuis etwa 2000 Franken betragen. Rolf Isler versprach mir einen genaueren Bericht über das, was man mit der „Stainergeige“ machen könnte.

Da der versprochene **Kostenvoranschlag** lange Zeit nicht bei mir eintraf, musste ich vermuten, Isler habe vielleicht meine Adresse und Telefonnummer nicht notiert. Ich meldete mich daher am 4. April 2002 telefonisch bei der Nummer **01 262 45 82**, d.h. beim **Geigenbauer-Atelier Irniger und Isler, Rämistrasse 22, Zürich**.

Rolf Isler war nicht anwesend, aber Herr Irniger wusste, es sei für die „Stainergeige“ ein neuer Hals mit Wirbelkasten und Schnecke gefunden worden. Wenn Isler wieder da sei, werde er ihm gerne meinen Gruss ausrichten, und ich werde alsdann in absehbarer Zeit Auskunft erhalten.

Da ich selber keine Schüler und daher kaum mehr eine Möglichkeit habe, die gute **3/4-Aargauer-Geige** einem lernwilligen Kind zur Verfügung zu stellen, plane ich die Übergabe dieses Instruments an die Dietiker Musikschule. Ich überlege mir den Text eines vernünftigen **Gebrauchsleihevertrags** mit folgenden Punkten.

1. Das Instrument gehört mir, soll aber möglichst fleissig von Musikschülern benützt werden.

2. Es steht den Benützern, beziehungsweise den Eltern der Schülerinnen und Schüler gratis zur Verfügung. Da aber im Volk normalerweise das, was nichts kostet, auch nichts wert ist, soll ein Betrag einbezahlt werden, der bei der Rückgabe des Instruments, nach ein oder zwei Jahren, den Eltern wieder zurückgegeben wird. Oder es soll eine Miete von 50 oder 100 Franken im Jahr bezahlt werden.

3. Vor der Rückgabe ist das Instrument vom Musiklehrer, ev. vom Geigenbauer, genau zu untersuchen und in Stand zu stellen.

4. Der Wert des Instruments, samt Bogen, notwendigen Zutaten (Kinnhalter, Feinstimmer, Dämpfer, etc.) und Etui beträgt etwa 2000 Fr.

Da ich gelegentlich auch die eine oder andere meiner übrigen Geigen der Musikschule zur Verfügung stellen könnte, werde ich das Problem mit den Zuständigen **Persönlichkeiten der Musikschule**, dh. mit Herrn Dr. Trutmann, Frau Schenk und der Geigenlehrerin der Musikschule, Frau Blattner, besprechen.

Für jedes Instrument soll ein separater Vertrag ausgearbeitet werden

Hier wäre auch noch die schrittweise **Entstehung der Musikschule Dietikon** nachzutragen. Doch dabei kann ich mich kurz fassen, beschrieb ich doch alles ganz genau im hübsch bebilderten Neujahrsblatt unserer Stadt von 1987. Die Musikschule entstand aus allerkleinsten Anfängen.

Zuerst musizierte ich in meinem Schulzimmer mit nur zwei Streichern, die sich erst seit ganz kurzer Zeit mit ihren Instrumenten befassten. Diesen Anfängern musste ich zu allererst ihre Geigen stimmen, so dass wir unsere einfachen **Volkslieder** zweistimmig spielen konnten. Später anvertraute ich immer wieder meine Dreiviertelsgeigen geeigneten Anfängern, denen ich die Grundbegriffe beibrachte, so dass sie bald auch mitspielen konnten.

Den Höhepunkt erreichten wir nach einigen Jahren, als wir am **Schulexamen** mitwirken durften. Singlehrer Adolf **Walser** gestaltete auf der Bühne der angebauten Turnhalle mit dem Gesamtchor der Schule einen Liederzyklus. Schulpflege, Eltern und die Knaben mit Stimmbruch waren am Rand der Halle zum Zuhören versammelt, und wir drei oder vier Geigenspieler sassen in der Mitte der Turnhalle und spielten einfache **Mazas-Duos**.

Da musizierende junge Leute nicht so leicht auf unerwünschte Abwege geraten, beschaffte ich von der Musikschule Wetziken alle wichtigen Unterlagen und fand mit diesen Dokumenten in Herrn **Max Wiederkehr** einen Sekundarschulpfleger, der bereit war, sich für die Förderung des Musizierens einzusetzen.

Zuerst wurden Eltern, die ihren Kindern Instrumentalunterricht erteilen liessen, von der Schule finanziell unterstützt, und dann entwickelte sich die Sache Schritt um Schritt weiter bis zur heute selbständigen Dietiker **Musikschule mit eigenem Musikschulhaus**, und die Bevölkerung freut sich stets, wenn die musizierenden Kinder an die Öffentlichkeit treten und ihr Können vorführen.

Nicht nur Schülerinnen und Schüler musizierten mehr und mehr in Dietikon, auch die Lehrkräfte, zu deren Primarlehrerausbildung ja auch das Spielen eines Instruments gehört, holten ihre Flöten und Geigen wieder einmal hervor, als am 23. Juni 1957 das erste „Zweitschulhaus“ der Stadt, das Steinmürlischulhaus, mit Besichtigung und Jugendfest eingeweiht wurde.

Lehrer Nogler gelang es, mit einigen seiner Schüler und einer Gruppe von etwa acht bis zehn Lehrkräften die bekannte, Mozart zugeschriebene „**Kindersinfonie**“ einzustudieren. Die Schülerinnen und Schüler betätigten die Rätschen und Wasserpfeifen. Mit Kollege Nogler, der bald danach im Kanton Graubünden verschwand, erlebten wir einige unvergessliche Proben, bei denen auch Lehrer Mühlich mitwirkte. Leider konnte ich den vielbeschäftigten Walter Mühlich nicht für unser Orchester gewinnen.

Viele Jahre später sah ich am Fernsehen in einen Heimatfilm, Nogler als Organist in einer hübschen Bergkirche auftreten!

Nachtrag über die Schulterstützen für Geigen und Bratschen.

1. Nach den Angaben von Fräulein Bunn schneiderte mir meine Mutter ein kleines, dickes Kissen. Das war rechteckig und konnte mit einer Schnur an den Kinnhalter der Violine gehängt werden. Bald erkannten wir jedoch, dass dies **Kissen** näher am Körper dünner und weiter entfernt dicker, eher wie ein Keil geformt sein sollte. Die zwei später von meiner Mutter gebastelten Kissen haben daher die Form einer Mondsichel, was bedeutend besser war.

2. Etwas später, als ich bereits eine ganze Violine benützte, kaufte ich mir eine praktische **Schulterstütze aus Holz**, die mit einem kleinen Gummiband befestigt werden konnte. Dieses Band, das gelegentlich auseinanderbrach, konnte auf einfache Weise durch ein neues ersetzt werden, aber ach, es musste stets ein solches Reserveband im Geigenkasten mitgeführt werden! Diese solide Stütze trägt die Bezeichnung „Voigts Violins LZ2, England, Registered Design N 9 863 526“.

3. Die „**Menuhin-Stütze**“, die leider nur in der Breite, nicht aber in der Höhe verstellt werden kann, war die nächste Errungenschaft. Ihr Name trägt wahrscheinlich zu ihrer grossen Beliebtheit und weiten Verbreitung bei.

Eine solche Stütze verwendete auch **Ursula Langemann** in Dänemark, als wir dort vor vielen Jahren unsern Nationalfeiertag, den 1. August, am Meeresstrand mit Volkstanz und „Höhenfeuer“, zusammen mit unsern dänischen Freunden gestalteten. Die Dänen hatten sich kräftig für unser Fest eingesetzt, Holz fürs Feuer gesammelt, die Wiese gemäht und Sitzgelegenheiten beschafft.

Als nach Mitternacht **Hanny Peter** genug gejodelt hatte, die Schweizerlieder gesungen und unsere Schweizertänze getanzt waren, löschten wir, was vom Augustfeuer noch übrig geblieben war. **Inge Baer** und Ursula Langemann packten ihre Violinen ein. Dabei entdeckte Ursula erschreckend, dass sie eines der vier kleinen Gummiklötzchen ihrer Menuhinstütze in der Dunkelheit verloren hatte.

Es war natürlich unmöglich, in der Nacht den etwa einen Zentimeter kleinen Gegenstand zu finden. Doch die Dänen gaben nicht auf. Im Morgenrauen des folgenden Tages weckten sie die schweizerischen Burschen, um mit diesen zusammen, schon vor dem Frühstück, **das unscheinbar kleine, braune „Gümmeli“** in der Wiese zu suchen! An der Stelle, wo Ursula musiziert hatte, wurde ganz systematisch und sorgfältig gesucht, und was unmöglich geschienen hatte, wurde wahr, der vermisste Gegenstand tatsächlich gefunden! Damit ist der Nachteil der Menuhinstütze anschaulich beschrieben. Immer wieder wird das eine oder andere „Gümmeli“ verloren, und es muss ein Ersatz aus einem Radiergummi gebastelt werden.

4. In einer „Schweizerischen Volkstanzwoche“, d.h. in der „Laudinella“, St. Moritz, verwendete unsere begabte Tanzmusikantin **Christina Brauen** aus Konolfingen, Tonisbachstrasse 32, eine offensichtlich bessere Schulterstütze. Ihre „**Wolf-Stütze**“ liess ich mir zeigen und erklären. Zurück in Zürich beschaffte ich mir eine solche im Musikgeschäft Hug und verwendete sie mehrere Jahre, war auch sehr zufrieden damit.

5. Im Sommer 2001 zeigte mir **Helke Gebert**, die Violinistin und Bratschistin, die seit einiger Zeit mit ihrem Ehemann im Seniorenorchester Baden mitwirkt, ihre „**Bonmusica**“- **Schulterstütze**. Die beiden kommen regelmässig aus Deutschland zu unsern Proben nach Wettingen. Sie wohnen in D-79793 Wutschingen, Tannenweg 4. Da sich diese Super-Stütze in der Höhe und in der Breite verstellen und ausserdem durch Biegen der Schulter genau anpassen lässt, liess ich mir von Helke eine solche Schulterstütze für 50 Franken in Deutschland kaufen. Diese Stütze ist von allen die Beste.

Ich besitze nun zwei gute aber überzählige Schulterstützen, die ich nach Steffisburg bringen werde, um die mit Radiergummi geflickten Menuhinstützen zu ersetzen.

Seit 2005 spiele ich ohne irgendeine Schulterstütze. Die Violine fixiert sich bestens auf meinem Schlüsselbein. Das erleichtert den Sagenwechsel.

Karl Klenk, Holzmatt 15
8953 Dietikon ZH

Dietikon, 16.3. 2002

An den Kirchenboten des Kantons Zürich.
Sehr geehrte Damen und Herren der Redaktion.

Postfach 8030 Zürich

Leserbrief

Den eindrücklichen und sehr spannenden Konfirmandenunterricht besuchte ich um 1926 / 1927 in Meilen bei Pfarrer Oskar Frei, der später - wenn ich mich recht erinnere - Kirchenratssekretär in Zürich wurde. Dieser sehr beliebte Pfarrer war ein berühmter Hugenottenkenner und verstand es, uns **für das Christentum zu begeistern**.

Die Wegweisenden „zehn Gebote“ und das „Vaterunser“ gaben uns Konfirmanden einen festen und sicheren Halt in allen kommenden Lebenslagen.

Damals, auf dem Heimweg vom Unterricht, wagte ich, Pfarrer Frei zu gestehen, ich könne mit dem besten Willen nicht glauben, dass der Mensch Jesus Christus leibhaftig von den Toten auferstanden ist. Da tröstete mich Pfarrer Frei verständnisvoll und meinte: „Wenn du das nicht glauben kannst, dann musst du dir vorstellen, es sei **bildlich gemeint**. Nicht der Körper von Jesus Christus, sondern das Christentum, seine gute Lehre, ist auferstanden. Du siehst ja, das Christentum mit seinen vorbildlichen Grundsätzen lebt bis heute weiter!“

Das leuchtete mir ein, und ich dachte: „So ist wohl noch vieles „erfunden“ worden, alle möglichen (oder eher unmöglichen) „Wunder“, um das Christentum zu verschönern und um den gewöhnlichen und einfachen Leuten des Altertums und des Mittelalters die Wichtigkeit des christlichen Glaubens zu unterstreichen.“

Diese Auffassung wurde in mir verstärkt, als ich die „Christuslegenden“ von **Selma Lagerlöf** kennen lernte, und ich sagte mir: „Alles, was in der Bibel den göttlichen Naturgesetzen widerspricht, ist menschliche Erfindung zur Verbrämung des christlichen Glaubens!“ Meine mathematisch-naturwissenschaftliche Ausbildung begünstigte diese **rationalistische Denkweise**. „Jungfräuliche Geburt“, „Auferstehung“, „Himmelfahrt“ und ähnliche „Wunder“ sah ich als Legenden zum guten Zweck.

Wenn man den hier beigehefteten, im „Limmattaler Tagblatt“ vom 2. November 1991 veröffentlichten Zeitungsartikel studiert, wird plötzlich alles ganz logisch.

1. Das Grab war leer, weil Christus nicht hineingelegt wurde. 2. Er „erschien“ noch einigen Personen, da er sich ja noch drei Jahre in Damaskus ruhig verhielt. 3. etc. ...

Es ist nicht gut, wenn die Kirche, besonders die katholische, immer noch auf den vor-mittelalterlichen Denk- und Erklärungsweisen beharrt. Sie verliert dadurch eine grosse Zahl ihrer Mitglieder, die ja „an und für sich“ mit den bewährten Grundsätzen des Christentums einverstanden sind.

Auch sind wir im Laufe der Jahrhunderte **demokratischer und toleranter** geworden. Christus und auch Zwingli waren es noch gar nicht. Wenn Christus sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, dann ist dies gut. Wenn der Ausspruch aber weiter lautet: „Niemand kommt zum Vater ausser durch mich.“ (Joh.14.6.) dann ist dies das Gegenteil von Toleranz. Und zur Zeit Zwinglis gab's noch Krieg zwischen den Konfessionen! Das haben wir doch alles zum Glück überwunden!

Im Kirchenboten vom 8.3. 2002 befasst sich **Franz Rueb** mit der Toleranz bei Voltaire, und Frau Pfarrer **Verena Naegeli** erteilt Auskunft auf Fragen. Es würde mich sehr interessieren, was die offiziellen Kirchenbehörden zu all den oben geäusserten Gedankengängen zu sagen haben.

Es grüsst Sie mit vorzüglicher Hochachtung

K. Klenk
K. Klenk, geb 1912.

Wer ist ein guter Volkstanz-Lehrer?

(Zweite, ergänzte und verbesserte Fassung)

Es ist immer wieder recht aufschlussreich, die verschiedenen Tanzleiterinnen und Tanzleiter bei ihrer Arbeit zu beobachten. Jede Lehrkraft unterrichtet nach ihrer ganz persönlichen, mehr oder weniger erfolgreichen Methode. Diese Tatsache veranlasste mich schon vor Jahren **Bemerkungen über Lehrkräfte** aufzuschreiben, so auch in der Jubiläumsschrift „Vierzig Jahre Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise“ vom Jahr 1996.

Vergleichend stellt man fest, dass **nicht nur eine einzige Methode** richtig ist. Wer unterrichtet, macht dies stets nach seiner ganz persönlichen Veranlagung, mehr oder weniger sicher, mehr oder weniger gründlich, mit mehr oder weniger Schwung, Stimmung und ansteckender Begeisterung. Daher sind auch die Lernenden am Ende der Lektion mehr oder weniger befriedigt.

Manche Tänzerin und mancher Tänzer hält sich schon dann für genügend vorgebildet und zur Tanzvermittlung prädestiniert, wenn sie oder er selbst gut tanzen kann und eine Anzahl „schwieriger“ Volkstänze beherrscht. Doch dies genügt noch lange nicht. Es sind auch **methodische, pädagogische, didaktische und psychologische Kenntnisse und Fähigkeiten** erforderlich.

Wenn schweizerische, und noch viel mehr, wenn ausländische Volkstänze vermittelt werden, dann sollte die Lehrkraft über die wichtigsten zum Tanz gehörenden **Fakten** Auskunft geben können, d.h. über Herkunftsland, Region, Charakter des Tanzes und Ähnliches. Manchmal ist auch die Entstehung eines Tanzes bekannt (Berufsstand, Fest, Jahreszeit, Geburtstag, Hochzeit, Jubiläum, etc.).

Wenn ausländische Tänze gesungen werden, dann kann von der Tanzleitung nicht verlangt werden, dass sie jeden fremden Dialekt versteht. Aber sie sollte doch in grossen Zügen den Lernenden sagen können, um was es sich handelt (Spott-, Frühlings- oder Liebeslied etc.). Wenn dazu nichts gesagt wird, dann befriedigt der Unterricht nicht.

Diese Angaben sind wichtig, dürfen aber nicht zu ausführlich vorgetragen werden, die Lernenden sind ja zum Tanzen und nicht zum Anhören von Vorträgen gekommen.

Ein guter Tanzlehrer versteht es, die Möglichkeiten seiner Schülerinnen und Schüler herauszufinden, richtig einzuschätzen und ihnen durch die geschickte **Auswahl und Reihenfolge der Tänze** und durch die sorgfältige und mitreissende Art der Vermittlung ein Erfolgserlebnis zu verschaffen. **Die gute Lehrkraft hält sich selbst zurück**, geht nicht zu schnell vorwärts, denkt mehr an das Fassungsvermögen ihres Publikums als an ihren „persönlichen Ruhm“ als begabte Volkstanzgrösse, erklärt nicht zu viel auf einmal und redet so, dass alle die Erklärungen hören und verstehen und nicht nur einige Leute in ihrer „Sprechrichtung“.

Dies ist besonders wichtig in grossen Hallen mit vielen Lernenden. Hier muss die Tanzleitung, wenn ihr kein Mikrophon zur Verfügung steht, ihre Erklärungen unbedingt zweimal vortragen, denn wer sich hinter ihr befindet, der versteht ja kein Wort. Die Hälfte der Volkstänzerinnen und Volkstänzer muss erraten und abschauen, was die Leute in der andern Hallenhälfte gelernt haben. Dies aber ist ganz unbefriedigend.

Auch darf **nicht allzuviel auf einmal** erklärt werden, d.h. in der Regel nur eine Figur oder der Teil einer Figur. Und was erklärt wurde, muss sofort eingeübt werden, bis alle den Tanzteil beherrschen und sich bei der Ausführung wohl fühlen. Zu einem guten Ergebnis führt dabei ein **häufiger Partnerwechsel**, damit sich die Schrittgrösse ausgleicht und Fehler sofort ausgemerzt werden. Dieser Partnerwechsel ist zu kommandieren.

In der Regel schwatzt die Tanzleitung viel zu viel, erzählt ausführlich, wie die ganze erste Figur ausgeführt werden muss und gleich auch noch die zweite und eventuell sogar auch noch die dritte! Die Lehrkraft kann sich die Sache sehr gut vorstellen, kennt ja den Tanz. Aber ach, der Lernende hat keine Ahnung, die ganze Rede ist wertlos, nützt nichts, die Zuhörenden können sich gar nichts vorstellen.

Viel wichtiger als das Reden ist das Üben. Ganz allgemein ist festzuhalten, dass nur das Allernötigste, das Wichtigste und nicht das Selbstverständliche erklärt werden sollte, d.h. in der Regel **weniger reden und mehr üben!**

Wenn alle Teilnehmer die Erklärungen gehört und verstanden haben, und wenn alle Tanzteile und schliesslich der ganze Volkstanz eingeübt und mehrmals repetiert wurde, dann sollte niemand eine Frage stellen. **Wenn die Instruktion und die Einübung gut waren, dann stellt niemand eine Frage.**

Nur wenn die Tanzleiterin oder der Tanzleiter die Qualität des Unterrichts bezweifelt, dann fragt sie oder er: „Ist noch etwas unklar?“ „Hat noch jemand eine Frage?“ Wenn die Instruktion gut war, dann hat bestimmt niemand eine Frage, alle haben alles verstanden und beherrschen den erlernten Tanz. Es erscheint wohlwollend, hilfsbereit und liebenswürdig, wenn die Tanzleitung bei Unklarheiten dem weiterhelfen will, der etwas nicht begriffen hat, doch die nun entstehende Situation wirkt sich meist verheerend aus.

Sollte jemand unaufgefordert doch noch eine Frage stellen, dann darf niemals in einer Ecke, dort wo der Fragende sich gerade befindet, eine Privatlektion erteilt werden, denn dann beginnen die nicht Beteiligten zu schwatzen, und was noch schlimmer ist, sie ärgern sich, dass sie nicht mitbekommen, was dem Fragesteller erklärt wird. Was von einer Einzelperson gefragt wurde, muss unbedingt **allen Anwesenden** noch einmal sorgfältig erklärt werden.

Nun noch ein Wort zu den absolut nutzlosen Erklärungen. Man stelle sich die folgende Situation vor. Es wurde ein Tanz mit mehreren Figuren und Teilen eingeübt, und die Tanzleitung erklärt z.B. abschliessend noch: „Bei der „vierten Figur“ beginnen die Männer ausnahmsweise mit dem rechten Fuss!“

Die Lernenden können wohl den etwas reichhaltigeren Tanz mit geschickter und rechtzeitiger Ansage tanzen, doch sie wissen, da die ganze Sache für alle noch neu ist, gar nicht, wie eigentlich die „vierte Figur“ aussieht! So hört man gelegentlich ellenlange Erklärungen und weiss mit dem besten Willen nicht, wovon die Rede ist. Solche Sachen, wie diese „vierte Figur“ müssen dann besprochen und gründlich eingeübt werden, wenn die Figur eingeführt wird. Bei diesen absolut nutzlosen Erklärungen fehlt der Tanzleitung das Einfühlungsvermögen in den Zustand, d.h. ins Fassungsvermögen, der Lernenden.

Nun noch einige **Selbstverständlichkeiten**: Die Tanzleitung darf nie eine Einzelperson korrigieren. Wenn irgendwo ein offensichtlicher Fehler festgestellt wird, dann ist die Sache mit allen Anwesenden nochmals richtig zu üben.

Es ist auch ganz selbstverständlich, dass der Tanzlehrer den Tanz, den er instruiert, bis in alle Einzelheiten kennt. Er sollte nur in äusserst seltenen Situationen in der offiziellen Tanzbeschreibung nachlesen müssen. Das beständige Ablesen von einem Zettel zeigt auf, dass der Instruierende seinen Tanz gar nicht beherrscht. Ausserdem geht dabei viel wertvolle Zeit verloren.

Die Tanzleitung soll natürlich stets freundlich und geduldig sein und nie in negativem Sinn schulmeisterlich, auch sollte sie, wenn immer möglich rechtzeitig am Übungsort eintreffen. Kurt Wager meinte sogar, der Tanzleiter müsse als erster zur Stelle sein.

Bei den Tanzlehrern ist es wie bei allen Lehrpersonen. Es gibt welche, die allen Lernenden durch geschicktes Vorgehen ein **Erfolgserlebnis** nach dem andern verschaffen können. Es gibt aber auch welche, die nur einigen besonders Begabten diese Erfolgserlebnisse verschaffen, den andern aber **Minderwertigkeitsgefühle**. Mangels genauer und geduldig wiederholter Erklärung und durch allzurashes Vorwärtsschreiten werden oft die Lernenden überfordert. Am allerschlimmsten ist es, wenn der Tanzleiter einen „Schritt“, eine „Schrittfolge“ erklärt und einübt und nach der Feststellung: „So, nun wisst ihr, wie der Grundschrift abläuft!“ selber, zu seiner eigenen Befriedigung, und um besonders zu glänzen, allerlei komplizierte Varianten dieser Schrittfolge vortanzt. Während der Lernende mit dem Grundschrift noch Mühe hat, sieht er, die brillanten Künste des Lehrers, von denen er nichts versteht. Der Lernende kommt sich klein und unbegabt vor, der Volkstanz verleidet ihm, und er meidet in Zukunft die schöne Sache.

Auffallend viele an und für sich gute Tanzinstruktoren verfallen leider zwischen durch immer wieder der Versuchung, doch noch vorzuführen, wie ausgesprochen gut und schön sie tanzen können.

Im Jahr 2002 werde ich 90 Jahre alt. Da ich seit 1930 nebenbei, aber regelmässig, immer wieder neue in- und ausländische Volkstänze erlerne, erlebte ich etwa siebzig Jahre lang unzählige Volkstanzlehrerinnen und Volkstanzlehrer, so z.B.:

In der Schweiz: Louise Witzig, Klara Stern, Inge Grau (später Baer) Betli und Willi Chapuis, Henri Esseiva, Georges Pluss, Jo Baeriswyl, Emil Spiegelberg, Minna Sommer, Hanny Christen, Emile Jaques-Dalcroze, Annelis Aenis, Alfons Seppey, Heinz Baumann, Maria Gysel, Ernst Brunner, Hannes und später Andreas Wirth, Heidi Wollmann, Francis Feybli, Christine Hartmann, Margrit und später Franziska und Susanne Heuss (=Susanne Bolliger-Heuss). Yolanda Pelli (später Morf), Martin Wey, Rosmarie Fehlmann, Werner Vogel, Elisabeth Grämiger, Astrid Heinzer und viele andere.

Im Ausland: Prof. Richard Wolfram, Ludwig Burkhardt, Herbert Lager, Rickey Holden, Hermann Derschmid, Kurt Wager, Bo Peterson, Arnold Bökel, Erik Nilson, Herbert Rathner, Prof. Karl Horak, Prof. Richardson und viele weiter.

Nur wenige sind professionelle Volkstanzleiter und solche, **die methodische**, didaktische pädagogische und psychologische Ausbildung genossen haben. Ihr Stil des Unterrichtens hebt sich deutlich, positiv und vorteilhaft ab von dem der Liebhaber und Nebenamtlichen.

Niedergeschrieben Mitte März 2002 von

Karl Klenk, geb. 1912.

Die Sekundarschule Dietikon- Urdorf vor rund 70 Jahren.

Manches sah ganz anders aus als heute. Das damalige Sekundarschulhaus wurde Gemeindehaus, später Stadtbibliothek, und die Sekundarschule zog in den ganz neuen Anbau des Zentralschulhauses. In den breiten Gängen vor den Klassenzimmern fehlten noch die Einbauten mit Telefonkabine und Arbeitsraum.

Der grosse **Pausenplatz** auf der Nordseite gehörte zur Primar-, der kleinere auf der Südseite des Neubaus zur Sekundarschule. Dort, wo jetzt noch die dicke Festungsmauer aus der Kriegszeit steht, war längs des Fusswegs niedriges Gebüsch angepflanzt, und südlich davon standen Obstbäume in einer Wiese. Um den im Krieg geforderten „Mehranbau“ zu ermöglichen, mussten leider die Apfel- und Birnbäume gefällt werden, so dass auf dem Grundstück, Kartoffeln, Gemüse und Mohn angepflanzt werden konnte.

Keiner der beiden Pausenplätze hatte einen Teerbelag. Beide waren mit feinem Kies bedeckt. Bei Regenwetter entstanden daher grosse, trübe Pfützen, so dass die Abwartleute bedeutend mehr zu reinigen hatten als heute. Im Sommer kamen übrigens die meisten **Schülerinnen und Schüler** der Sekundarschule barfuss zur Schule. Vor Weihnachten bekam der Klassenlehrer von der Schulpflege eine Liste seiner ärmsten Schüler, mit denen er zur finanziellen Entlastung der Eltern im Schuhhaus neue Schuhe kaufen durfte.

Schülerinnen und Schüler sahen damals noch ganz anders aus als heute. Viele Mädchen freuten sich über ihre langen Zöpfe, die sie jeden Morgen sorgfältig flechten mussten, und die Knaben trugen kurze Hosen, die von den Müttern immer wieder geflickt wurden. „Plätzeti Hose“ waren daher an der Tagesordnung.

In der Stadt Zürich traf sich regelmässig eine Gruppe von Sekundarlehrern des Kantons in einer **Arbeitsgruppe für demokratische Erziehung**. Lehrer Weber, Meilen, war in dieser Gruppe eine treibende Kraft, und auch Dietikon übernahm von ihm den Gedanken der „**Selbstregierung der Schulklassen**“. Die beteiligten Lehrkräfte besprachen regelmässig ihre Erfahrungen, verfeinerten und verbesserten laufend das Vorgehen.

Die „Selbstregierung“ begann meist mit einem Disziplinarfall. Nicht der Klassenlehrer setzte von sich aus die Strafe fest, z.B. für eine mit dem Fussball am Schulhaus eingeschlagene Fensterscheibe. Die Klasse wurde in einer **Diskussionsstunde**, samstags zwischen elf und zwölf Uhr, angefragt: „Wie soll der Schüler bestraft werden? „Soll die Schule das Ballspiel auf dem Pausenplatz verbieten?“

Da die ganze Klasse betroffen war, setzte sofort eine wilde Diskussion ein, so dass zu allererst die demokratische **Diskussionskultur** erlernt werden musste. Wer etwas zu sagen hatte, musste sich durch Handerheben melden. Der Klassenlehrer, später ein gewählter Mitschüler „erteilte das Wort“, und es war verboten, einen Gegner zu unterbrechen, man musste ihn ausreden lassen.

Was zu allererst auffiel, das waren die **viel zu harten Strafen**, die von den Klassen für die Schuldigen beschlossen wurden, so dass der Klassenlehrer immer wieder korrigierend eingreifen musste. Der „Scheibenzertürmer“ sollte z.B. die Reparatur bezahlen und ausserdem ein halbes Jahr lang den Pausenplatz nicht mehr betreten dürfen!

Doch zum Glück wehrte sich der „Sünder“ und betonte, er habe ja nicht die Absicht gehabt, die Fensterscheibe zu treffen, worauf er in einem **viel zu milden Urteil** sogleich freigesprochen wurde. Mit der Zeit, im Verlauf von Rede und Gegenrede, siegte aber schliesslich die Vernunft, und die Klasse fand, Völkerball soll erlaubt, Fussball jedoch verboten sein. Bälle aller Art, auch Schneebälle, dürfen nie gegen das Schulhaus, insbesondere nicht durch die Fenster in die Zimmer hinein geworfen werden.

Der Beschluss musste schliesslich in einem Protokollheft festgehalten werden. Die Klasse wählte also ausser dem Diskussionsleiter noch einen **Schreiber**, später auch einen **Verwalter der Klassenkasse** und **Kontrollorgane**. Die demokratische Struktur der Schulklassen entwickelte sich Schritt für Schritt von selbst.

Die „demokratisch“ strukturierte Form der Schulklasse wirkte sich auch positiv auf alle Schulfächer aus. Die Schülerinnen und Schüler sahen ein, dass sie am Lehrplan der Schule nichts, wohl aber vieles am Klassenleben ändern und nach ihrem Sinn gestalten konnten. Die Klasse war ihre eigene Sache und nicht die des Lehrers oder der Schulpflege, sie freuten sich auf die Diskussionen in der letzten Schulstunde der Woche. Der Schulbesuch wurde von einem „Müssen“ zu einem „Wollen“.

Viele so strukturierte Klassen pflegten jahrzehntelang ihren **Zusammenhalt**, wiederholten Schulreisen und besuchten sogar im Ausland verheiratete Klassenmitglieder.

In einem leider nicht datierten Brief von etwa 1994 erzählt mir Enkelin Barbara von ihrem Geburtstag und von einer Wanderung mit Omi und Opi Boessinger und ihrer ganzen Familie von Wald aus auf dem **Appenzeller Witzweg**. Barbara schreibt: „Alle zehn Schritte hatte es eine Tafel mit einem Witz. Ich fand nur zwei aller Witze gut. Damit du auch etwas zum Lachen hast, schrieb ich sie dir auf:

-Ein Wanderer bittet die Bäuerin um einen Teller Suppe. Als er die Suppe löffelt, bellt plötzlich „Bless“ unter dem Tisch. Der Wanderer fragt, weshalb Bless belle, und die Bäuerin erklärt, Bless hasse es, wenn andere aus seinem Teller essen!“

-Das Telefon läutet, und die Frau nimmt den Hörer ab. Als sie diesen zurücklegt, fragt ihr Mann, wer angerufen habe, worauf die Frau antwortet: „Nur einer vom Wetterdienst. Er fragte, ob die Luft rein sei“.

Gelesen: **„Muttertag“, Roman von Alexander Heimann**. Der Berner Schriftsteller und Krimiautor schildert eine Kleinkind-Entführung durch eine Mutter, die kurz vorher ihr eigenes Kind verlor. Der Fahnder Hans Kammermann wird gegen seinen Willen von der bestohlenen Mutter und von zwei Erpressern, d.h. von zwei Fischern am Aareufer bei Bern, die etwas von der Sache beobachtet haben, in die Sache hineingezogen. Es gelingt ihm, unter Umgehung der Polizei, die Rückgabe des gestohlenen Kindes an die rechtmässige Mutter zu organisieren.

Heimann schrieb bisher sieben Romane, darunter „Dezemberföhn“, „Die Glätterin“ und „Lisi“ (auch verfilmt). „Muttertag“ erschien vom 24. Januar bis 12. März 2002 als Fortsetzungsroman im „Limmattaler Tagblatt“.

Kurz vor **Weihnachten 2001**, am Samstag und Sonntag 22. und 23. Dezember, besuchte ich „meine Leute“ in Steffisburg. Seit meiner Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Dietikon am 16. September 2001 waren mehr als drei Monate vergangen. Herr **Oskar Juillerat** - Gantner, Urdorferstrasse 22, Dietikon, hatte mir eine Kopie seines Videobands geschenkt mit den Aufnahmen des Festakts im Foyer des Stadthauses und des Jubiläumsballs 2001 im Kongresshaus Zürich.

Dieses Video wurde natürlich meinen Leuten, so weit sie anwesend waren, vorgeführt. Da sieht man die Herren Furger (Stadtschreiber), Bohnenblust (Stadtpräsident), Guhl (Heimatkundekommission) und Müdespacher (Volkshochschule) bei ihren Ansprachen, aber auch mich beim Antworten und Tanzen mit den Teilnehmern aus dem Volkstanzkreis Zürich. Im Publikum erkennt man ausser meinen Familien den Herrn Schulpräsidenten Buchli, verschiedene Kollegen und viele meiner ehemaligen Schülerinnen und Schüler.

Enkel Joachim Klenk stellte mir seine **Freundin Laurence** vor und zeigte mir seine sehr schönen USA-Fotos. Am Samstagabend musizierten, sangen und plauderten wir noch lange beim Christbaum. Am Sonntag war Jochi mit Laurence verschwunden. Nach dem Mittagessen fuhr Mirjam nach Merligen. Sie nahm Karl und mich ein Stück weit mit, und während sie in der Kirche ihre Orgelstücke einübte, wanderten wir zum Teil auf steilen Waldwegen auch hinauf nach Merligen. Meine Halbschuhe mit den glatten Sohlen waren für diese Wanderung auf den steilen, schneebedeckten und gefrorenen Wegen denkbar ungeeignet. Als ich auf einer Wurzel ausgerutscht war und die Knochenhaut meines rechten Schienbeins verletzt hatte, musste ich an steilen Stellen festgehalten und vorwärts gezogen werden.

Auch an **Ostern 2002** war ich zu Besuch in Steffisburg. Sohn Karl zeigte mir nach einem Spaziergang zur „Zulg“ das vor kurzer Zeit erschienene Buch **„Flora non grata“** von Diana Lawniczak. Die Verfasserin ist nicht nur Biologin, sondern auch Künstlerin, denn sie versteht es, wunderschöne Teilansichten von wenig beachteten „Unkräutern“ mit ihrer raffinierten Aquarelltechnik darzustellen. Wer die Bilder im Buch ansieht, der staunt gewaltig über die normalerweise verborgene Schönheit dieser Natur.

Als ich einigen interessierten Personen meines Bekanntenkreises von der bemerkenswerten Neuerscheinung erzählte, wollten sie Genaueres erfahren, denn sie gedachten, das Werk als Geschenk für Angehörige oder Befreundete zu kaufen.. Aus dem Computer der Buchhandlung Dietikon konnte entnommen werden, dass dieses Buch im Ott-Verlag, Thun, erschienen ist und 78.- Franken kostet.

In den letzten Tagen und Wochen, d.h. im März und April 2002, schrieb ich fünf Fortsetzungen über das Thema „**Baden und Schwimmen im Limmattal**“. Es geht darum, wie ich, als Seebub von Meilen kommend, in Dietikon den Schwimmunterricht einführte, wie seit 1906 alle möglichen Schwimmbad-Projekte studiert und ausgearbeitet wurden, und wie endlich 1948 das Freibad im „Fondli“ eingeweiht werden konnte.

Zu meinen Aufsätzen beschaffte ich etwa zwanzig Fotos, denn eingeschickte Zeitungsartikel werden eher berücksichtigt, wenn sie bebildert sind. Ich erwarte nun auf die kommende Badesaison hin die Veröffentlichung im „Limmattaler Tagblatt“.

Meine „Tagebucheinträge“ kamen ausserdem ins Stocken, weil ich mich in der Karfreitags- und Osterzeit auch mit **Religion und Sekten** befasste. Artikel im „Kirchenboten des Kantons Zürich“ und in der „Neuen Zürcher Zeitung“ veranlassten mich zu Leserbriefen mit Fragen, die zum Teil bis heute nicht beantwortet sind, und ausserdem werde ich nicht nur von den „Zeugen Jehovas“, sondern auch von den „Mormonen“ bearbeitet.

Die „Zeugen“ bringen mir alle vierzehn Tage ihre neuesten Publikationen mit gelegentlich recht aufschlussreichen Aufsätzen über Gesundheitsprobleme, z.B. über die Schädlichkeit des Rauchens. Weitere gut und ausführlich behandelte Themen waren z.B. „Das Katharinenkloster“ (Sinai) und die Lebensgeschichte von **Alfred Bernhard Nobel** (21.10.1833 bis 10.12.1896).

Dieser Chemiker lebte in Stockholm, Amerika, Paris und starb in Nizza. Er erfand verschiedene Sprengstoffe und bestimmte in seinem Testament den grössten Teil des Ertrags von seinem Riesenvermögen zu fünf jährlich zu verteilenden Preisen: 1. Für die wichtigste Entdeckung auf dem Gebiet der Physik, 2. der Chemie, 3. der Medizin, 4. der Literatur und 5. für das verdienstreichste und wirksamste Werk zur Förderung der Brüderlichkeit, zur Aufhebung und Verminderung der stehenden Heere, zur Errichtung schiedsrichterlicher Tribunale zwischen den verschiedenen Staaten. Dieser 5. Preis ist der sogenannte „Friedenspreis“. Die Nobelpreise werden seit dem 10. Dezember 1901 verteilt.

Ich erinnere mich an einige **weitere Sachgebiete**, die von den „Zeugen“ in ihren Schriften wissenschaftlich und doch leichtverständlich behandelt wurden, so z.B. „Der Schneeleopard in Finnland“, „Die Hornissen“, „Gesunde Ernährung“, „Die Osteoporose“, „Ouro Preto“, die Stadt des schwarzen Goldes in Brasilien, in deren Gegend zwischen 1700 und 1820 mehr als 1 200 Tonnen Gold gewonnen wurden. Das brachte Portugal grosse Steuereinnahmen und ausserdem konnte die reiche Stadt nach dem Erdbeben den Wiederaufbau Lissabons finanzieren.

So lange, sie mich in Ruhe lassen, mich nicht bekehren wollen, kein Geld von mir verlangen und keinen Druck auf mich ausüben, sollen doch die Leute glauben, was sie wollen! Ich versuche ja auch nicht, andere im Glauben zu beeinflussen. Auf diesem Gebiet muss jeder mit sich selbst ins Reine kommen.

Rosmarie Kamber nahm, als ihr Ehemann noch lebte, mit ihm an den Singwochen in Wildhaus teil. Seit einigen Jahren kommt sie ziemlich regelmässig montags zum Seniorenvolkstanz nach Dietikon, um Anregungen für ihre eigene Gruppe in Unterehrendingen zu holen. Gelegentlich unterrichtet sie auch bei uns einen Tanz, den sie im Kanton Aargau bei Trudi Moser erlernte oder aus irgend einem Kurs (Beckenried, Klosters, Fiesch) zurückbrachte.

Anfangs April 2002 sagte sie überraschend in einer Probe, sie sei Mormonin und lade alle Mitglieder der Tanzgruppe zu einem Diskussionsabend zu sich nach Hause ein. Da ich in Amerika das Wohnhaus des Sektengründers **Joseph Smith** und das Mormonenmuseum in der Gegend von Macomb und Madison, sowie die Skulpturen (Thema „Familienfreundlichkeit der Mormonen“) im Park dieses Museums fotografieren konnte, dachte ich, Rosmarie interessiere sich vielleicht für diese Aufnahmen und liess Kopien für sie herstellen.

Die geplante Diskussion musste aus verschiedenen Gründen auf Sonntag, den 14. April 2002, verschoben werden. Irrtümlicherweise hatte ich „14 Uhr“ in meine Agenda geschrieben und traf daher zwei Stunden zu früh bei Rosmarie Kamber ein. In der Küche ihrer Wohnung an der Grosswiesenstrasse 23 in 5424 Unterehrendingen plauderten wir zwei Stunden lang vor allem über Volkstanzprobleme, während Rosmarie ein Nachtessen für etwa zwölf bis fünfzehn Personen vorbereitete.

Zwei junge „Propheten“, aus Amerika und Vertreter aus zwei Familien mit Enkelinnen und Enkeln Rosmaries, die ganz in der Nähe wohnen, trafen zuerst ein.

Ein Herr aus Indien, ein Sohn Rosmaries mit Schwiegertochter und Enkelin, ein Ehepaar aus dem Kanton Aargau und schliesslich Caia Schneider von der Senioren-Volkstanzgruppe Dietikon trafen nacheinander ziemlich pünktlich um 16 Uhr in der modernen Wohnung Rosmaries ein. Ausser Frau Schneider und mir nahm niemand aus unserer Tanzgruppe teil.

Die beiden „Propheten“ machten zu Beginn der Diskussion mit ihrem mangelhaften Deutsch einen ausserordentlich hilflosen Eindruck, als sie ihren **Mormonenglauben** vorzustellen versuchten. Frau Schneider hatte sich offensichtlich gut vorbereitet. Sie griff immer wieder mit Fragen ein und bezweifelte vor allem die Existenz der „goldenen“ Tafeln, aus welchen die ersten Mormonen ihre Grundsätze entnahmen.

Auch das Ehepaar befasste sich immer wieder mit unwesentlichen **Einzelheiten**, und ich hörte ziemlich verwundert zu. Träume, Hirngespinnste, Eingebungen und Wunder aller Art beeindruckten mich nicht, reizten mich nur zu innerem Lächeln. Ich vertraue den Naturgesetzen und lasse die Leute ihre Wunder und Vorstellungen glauben. Dies sagte ich auch offen, als ich ganz am Schluss nach meiner persönlichen Ansicht gefragt wurde.

Das Beste an der ganzen Veranstaltung war nach dem Gebet von Sohn Kamber das feine, gesunde Nachtessen, an dem sich alle gemütlich plaudernd erlabten. Als ich mich schliesslich verabschiedete, schenkte mir Rosmarie „**Das Buch Mormon**“ = Ein weiterer Zeuge für Jesus Christus, herausgegeben von der Kirche der letzten Tage.

Frau Schneider fragte die kleine Enkelin Rosmaries nach ihrem **Namen** und erklärte dessen Entstehung wissenschaftlich aus einem Buch. Auch eine ganze Reihe weiterer, geläufiger Vornamen wurde erklärt, in der Regel aus alten Sprachen (Helene = die Leuchtende, Karl = der Kerl, etc.) Damit wollte Frau Schneider auf die „verrückten“, erfundenen Namen (Nephi, Enos, Jarem, Omni, Mosia, Helaman, Mormon, Moroni, etc.) im Buch Mormon hinweisen.

So bald als möglich machte ich mich auf den Heimweg. Zu Hause las ich noch eine Weile, und auch in den kommenden Tagen und Wochen, im mysteriös verworrenen Buch Mormon. Ich werde es nach einer „gewissen Zeit“ der Mormonin Rosmarie Kamber zurückgeben.

Auf den 27. April 2002 waren die Mitglieder samt Angehörigen und Bekannten zur **Generalversammlung des Verkehrsvereins Dietikon** eingeladen. Wie seit Jahren wurde auch dieses Jahr der Anlass mit einem Ausflug verbunden. Auf dem Zelgliplatz Dietikon erwarteten zwei grosse ReiseCars die rund hundert Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die sich schon um 12 Uhr 45 besammelten. Nach genauer Kontrolle der Mitreisenden fuhren die beiden Cars punkt 13 Uhr ab.

Über die Autobahn und Langenthal gelangten wir auf die Minute genau in einer Stunde nach **St. Urban**, wo sich eines der 1841 aufgehobenen Klöster befindet. Wie das ehemalige Kloster Rheinau, so wurde auch St. Urban in eine **psychiatrische Klinik** umgewandelt, und wie in Rheinau erwiesen sich auch hier viele Räumlichkeiten mit der Zeit als ungeeignet, so dass in der Nähe zusätzliche Klinikbauten errichtet werden mussten.

Die Klosterkirche ist in der Tat ausserordentlich sehenswert. Hier begannen nach einer aufschlussreichen Einleitung über die **Art und Geschichte der Mönchsorden** die Führungen in zwei Gruppen.

1. **Die Benediktiner:** Dieser Orden ist sehr alt. Er wurde vom heiligen Benedikt von Nursia gegründet. Leider sind keine genauen Daten bekannt. Nach der Biographie des Papstes Gregor lebte Benedikt ungefähr von 480 bis 543. Einzig der Geburtsort Nursia, heute Norcia genannt, ist sicher. Diese Stadt liegt in der Provinz Perugia im Apennin. Nach längerem Einsiedlerleben in einer Höhle bei Subiaco im Sabinergebirge nahm Benedikt wahrscheinlich 529 seinen Wohnsitz auf dem Berg Casinus, halbwegs zwischen Rom und Neapel und gründete hier das Kloster **Monte Cassino**.

Das Grundgesetz der Benediktiner lautet „**Ora et labora**“, d.h. „Bete und arbeite“. Da auch Knaben in den Orden aufgenommen wurden, entstanden die Klosterschulen. Benedikts Regel verbreitete sich bald im Abendland, und der Orden erwarb sich grosse Verdienste um die Christianisierung Frankreichs und Deutschlands. Eine grosse Anzahl berühmter Klöster förderten **Bodenkultur und Wissenschaft**.

Wer Waldgebiete rodete, durfte damals den gewonnenen Boden behalten. Die vielen fleissigen Mönche kamen sowohl durch ihre Rodungen als auch durch Geschenke zu grossem **Reichtum**, wodurch Zucht und Sittenstrenge gelockert wurden. Dies wiederum führte im Lauf der Jahrhunderte zu zahlreichen Läuterungsversuchen und **Abspaltungen**. Aus dem Benediktinerorden gingen durch Reformversuche etwa ein Dutzend neue Mönchsorden hervor.

2. Die Cistercienser: Dieser Orden ist die Wichtigste all dieser Gründungen. Ein Benediktinerabt aus der Champagne zog mit zwanzig Gleichgesinnten ins Walddickicht von **Citeaux bei Dijon** und gründete dort im Jahr 1098 ein Kloster mit dem Zweck der strengsten Beachtung der Regeln des heiligen Benedikt. Höchstes Ansehen brachte dem Orden 1113 der Eintritt **Bernhards von Clairveaux**. Bei dessen Tod 1153 zählte die Stiftung schon 700 Mönche, und in kurzer Zeit waren sechzig neue Klöster gegründet worden, deren Bewohner sich nach dem Gründungsort Citeaux „*Cistercienser*“ aber oft auch „*Bernhardiner*“ nannten.

Da die Zisterzienserinnen und Zisterzienser nach der strengsten Auslegung ihrer Ordensregel ursprünglich kein Fleisch von Warmblütern geniessen durften, wichen sie auf **Fische** aus. Ihre Klosteranlagen befinden sich daher meist unten und wie Wettingen am Wasser. St. Urban z.B. besass elf Fischteiche und für die vorbildliche Landwirtschaft nützliche Bewässerungsanlagen. Die Klöster der Benediktinerinnen und Benediktiner liegen aber meist in der Höhe, wie z.B. Einsiedeln, Engelberg und Disentis.

Als das Zisterzienserklöster St. Urban 1848 endgültig aufgehoben wurde, blieb in der Schweiz bis heute nur noch ein einziges von diesem Orden in Betrieb, das von **Hauterive bei Freiburg**. Morgens um 03 Uhr 30 kommen die Bewohner des Klosters zum ersten Gebet zusammen und im Lauf des Tages noch weitere sechs- oder siebenmal.

Wie die Benediktiner, so kamen auch die Zisterzienser durch Rodungen und Geschenke zu grossem **Reichtum**. St. Urban z.B. besass Ländereien vom heutigen Kanton Thurgau bis in die Gegend von Biel und kassierte Einnahmen aus der klostereigenen **Ziegelei**.

Als einst im Mittelalter, um 1260, ein Brand wesentliche Teile des Klosters zerstörte, da konnten beim Wiederaufbau die Dächer problemlos mit den vorrätigen eigenen Ziegeln gedeckt werden. In der gleichen Zeit hatte ein Sturm in Bern viele Häuser abgedeckt. Der Vorrat an mit Wappen verzierten St. Urban-Ziegeln war sogar noch immer so gross, dass das Kloster der Stadt 40 000 überzählige Ziegel gratis und 60 000 zu reduziertem Preis liefern konnte.

Die wohlhabenden Adeligen, wenn sie Insassen des Klosters waren, hielten sich oft nicht ganz genau an die strengen Vorschriften des Ordens. Statt mit dem erlaubten kleinen Dachreiter wurde die 1711 bis 1715 erbaute Klosterkirche St. Urban mit zwei hohen Türmen versehen. Der Abt **Malachias Glutz** legte offensichtlich auch grossen Wert darauf, dass sein Familienwappen, ein dreifaches Kreuz, in der Kirche, an den Türmen und anderswo immer wieder gut sichtbar angebracht wurde.

Baumeister war der selbstbewusste **Franz Beer** aus Vorarlberg. Der Innenraum der barocken Kirche ist auffallend breit, hoch, hell und von strenger Einfachheit. Im Gegensatz zum reichem, farbigem Barock von Einsiedeln präsentiert sich St. Urban ganz einheitlich, nur mit weissem Stuck verziert. Im ganzen Bauwerk ist kein einziges farbiges Glasfenster, und ganz nach Calvin und Zwingli fehlen auch die vielen Bilder.

Einzig die später eingebaute Kanzel ist mit Goldstuck verziert und an der Decke ersetzt das Glutz-Wappen die andernorts üblichen Malereien. Auch die Pfeifen der Barockorgel sind wie das dreifache Kreuz des überall gegenwärtigen Glutzwappens angeordnet. Nicht die Farbenpracht von Malereien, sondern Licht und Schatten der Stukaturen dominieren.

Das einzigartige, prachtvoll geschnitzte barocke **Chorgestühl** gilt als eines der grössten und reichsten Schnitzwerke der Kunstgeschichte. Nach der Klosteraufhebung wurde es einer Bank in St. Gallen für 6000 Franken verkauft. Diese veräusserte es mit Gewinn nach Schottland. Erst im Jahr 1911 konnte es die Gottfried-Keller-Stiftung für 50 000 Franken aus Schloss Dupplin Castle zurückerwerben. Dies Kunstwerk ist das Wertvollste in St. Urban. Es ist wieder an seinem ursprünglichen Standort, gehört aber noch heute der Gottfried-Keller-Stiftung.

Sehenswert ist auch die **Bibliothek**. Nur eines der hier angesammelten Bücher ist von hier. Alle andern kommen als „Schmuck“ aus Luzern, wo sie nie gelesen und daher ausgeschieden wurden. Das Interessante dieses Raums sind nur die geschnitzten Säulen.

Diese Säulen bestehen, wie das Chorgestühl aus Eichenholz. Dargestellt werden die **Zeit**: Frühling, Sommer, Herbst und Winter, d.h. die vier Jahreszeiten; der **Raum**: d.h. die vier damals bekannten Erdteile: Chinese, Afrikaner, Indianer, Europäer und die vier **Elemente**: Erde, Feuer, Wasser, Luft.

Auch bei den Zisterziensern wurden im Lauf der Zeit die Lebensregeln etwas weniger streng. Einer der adeligen Äbte soll den Grundsatz: „**Wenn fasten dann fasten - wenn Rebhuhn dann Rebhuhn**“ vertreten haben. Einst wurde hier in St. Urban ein dreitägiges Fest gefeiert. Die Eingeladenen, vor allem Adelige, reisten mit mehr als 100 Kutschen herbei und wurden, offenbar im Stil von „Rebhuhn“ fürstlich bewirtet! Um mit dem Dessert brillieren zu können, liess man aus Strassburg zwei Confiseure kommen, und zum Schmuck der Tische schaffte man Blumen aus Mailand herbei, obwohl damals der Gotthard noch nicht problemlos gequert werden konnte!

Da wir hier gerade von Klöstern berichten, schiebe ich noch die Erinnerung an eine zweitägige Schulreise ein. Mit unsern Sekundarschulklassen kamen Karl Wiederkehr und ich einst im Welschland an der Kartause **La Valsainte** vorbei. Dieses Kloster war zeitweise von Trappisten, zeitweise von Redemptoristen bewohnt und wurde 1886 den Kartäusern zurückerstattet. Es wurde nach einem Brand wieder aufgebaut und erweitert. Nach Renovationen von 1886, 1901 und 1904 fand die letzte 1972 statt. Bemerkenswert ist auch hier das Chorgestühl in der Kirche. Eine sehr qualitätvolle steinerne Maria mit Kind französischer Herkunft (aus dem 16. Jahrhundert), verschiedene Statuen und schöne ungegenständliche Glasfenster von Bernhard Schorderet (1971) sind sehenswert.

Hier kamen wir also vor Jahren vorbei. An der **Eingangspforte** diskutierten meine Schüler ganz ungeniert mit dem Pförtner, der als einziger von den Insassen reden durfte. Allen andern war das Sprechen nur ganz selten, wenn sie Besuch von Angehörigen empfangen, für kurze Zeit erlaubt. Meine Schüler und vor allem die vorwitzigen Schülerinnen fragten den Pförtner, der den Passanten Klosterschnaps verkaufte, was für einen Sinn das Schweigen und ein Leben hinter Klostermauern eigentlich habe.

Der Mönch gab bereitwillig Auskunft und offerierte den Knaben sogar eine Besichtigung des Innern, des Kreuzgangs, des Essraums, der Werkstätten und der kahlen Zellen. Obwohl den Mädchen und Frauen der Eintritt verwehrt war, mischte sich eine **Schülerin**, Hannelore Sidler, die wegen ihrer Kleidung und wegen ihrem Haarschnitt ohne weiteres für einen Knaben gehalten werden konnte, unter die Besucher. Ob die Mönche Verdacht schöpften und bemerkten, dass ein Mädchen in ihrem Männerkloster war, ist umstritten.

Stolz berichtete das „**Knabenmädchen**“ von seinem erfolgreichen Einbruch in die weltumspannende Männerorganisation!

Und nun noch eine letzte „Klostergeschichte“. Die **Seniorenwanderung** Dietikons führte am 30. April 2002 von Oberägeri mit einem Extrabus hinauf zur **Passhöhe Raten**, wo wir um neun Uhr im Restaurant zum Frühstück eintrafen. Die Wanderung mit prächtiger Aussicht auf Zürcher-, Ägeri- und Zugersee und auf die schneebedeckten Alpen führte dann bei schönem Wetter Richtung Gottschalkenberg und über Muetegg (1210 m) und Mangelihöhe zum **Kloster Gubel**, von dem ich im Zusammenhang mit den Kappelerkriegen im Geschichtsunterricht gehört hatte.

Um halb ein Uhr trafen wir zum Mittagessen im Restaurant neben der Klosterkirche ein. Das hoch oben gelegene Gotteshaus wurde zur Erinnerung an die siegreiche Schlacht der katholischen Orte gegen die Reformierten 1531 als **Wallfahrtskirche** erbaut und nach einem Brand 1781 von Martin Elgass wiederaufgebaut und erweitert. Dieses Kloster wird von Kapuzinerinnen bewohnt, die sich hier in der Landwirtschaft betätigen.

Zur Besichtigung der Kirche blieb uns Zeit bis 15.00 Uhr. Dann wanderten wir hinunter nach Unterägeri, wo wir um 16 Uhr 26 den Autobus nach Zug bestiegen. Zu Hause nach Sauna und Bad erholte ich mich bei gutem Schlaf, spürte aber noch drei Tage lang den Muskelkater.

Gelesen: „Lucie Gelmeroth“, Novelle von **Eduard Mörike**.

Gelesen: „Pestalozzis Neuhof“ von **J.R. Von Salis**.

Gelesen: „**Pestalozzi** über seinen Aufenthalt in Stans

Quis wäre nach Seite 2193 ein
zu fügen!

Mal zutreffend. War der Himmel frühmorgens noch etwas bedeckt, so lichtete er sich bereits auf der Fahrt ins Zugerland.

Ein Extrabus führte uns von Oberägeri direkt auf den Raten. Nach dem stärkenden Kaffee begrüßte Wanderleiter Josef von Euw seine 65 Teilnehmer. Eine wunderbare Rundschau zu den Schwyzer- Glarner- und Urnerbergen über die Rigi und den Pilatus konnte er vorstellen. Unter den Senioren war übrigens auch der neue Ehrenbürger aus Dietikon, Karl Klenk, zu finden.

Der Raten bietet ein vielseitiges Angebot an Wanderwegen, Pferdefahrten, einer Langlaufloipe mit Skilift und Schlittelpiste. Die Dietiker nahmen den Panoramaweg zum Gubel, der eine Wanderzeit von 2 Stunden 45 Minuten an der Tafel zeigt.

Leicht ansteigend erfolgte der Start beim Raten (1077 Meter ü.M.), über Muetegg (1210), Mangelhöhe zum Gubel (913). An verschiedenen Punkten konnte man immer wieder eine wundervolle Aussicht in die Gegend genießen, so auf den Ägerisee, nach Morgarten, zum Wildspitz und sogar auf Eiger und den Mönch. Auch an die Schlacht am Morgarten, 1315, wurde erinnert.

Zur Mittagszeit traf man im Restaurant Gubel ein, wo ein währschaftes

Zmittag eingenommen wurde. Nach dem Kaffe hatte man noch Gelegenheit, die Klosterkirche zu besuchen oder an dessen Pforte die guten Biskuits zu kosten.

Der 1-stündige Abstieg erfolgte über den Wiler Berg nach Unterägeri. Es war eine sehr schöne Wanderung mit wundervollen Aussichten. Die nächste Wanderung, am 28. Juni, führe ins Greyerzerland, verkündete Bruno Ehrsam. Frühzeitiges Aufstehen sei angesagt, denn der Zug fährt bereits um 5.30 Uhr.

Anton Scheiwiler, Dietikon

Dietiker Seniorinnen und Senioren auf anspruchsvoller Wanderung

Die 172. Dietiker Seniorenwanderung führte über den Raten und Gubel nach Unterägeri. Wenn Engel reisen, dann lacht der Himmel und dieser Spruch war für die Dietiker Senioren dieses

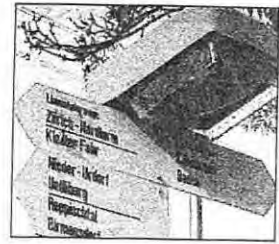
Als die Wanderwege verschwanden

Limmattal Ein Dietiker und ein Urdorfer rekonstruierten Wegweiser und Routen

AZ 8953 DIETIKON Nr. 73 · 112. Jahrgang
DONNERSTAG, 28. MÄRZ 2002

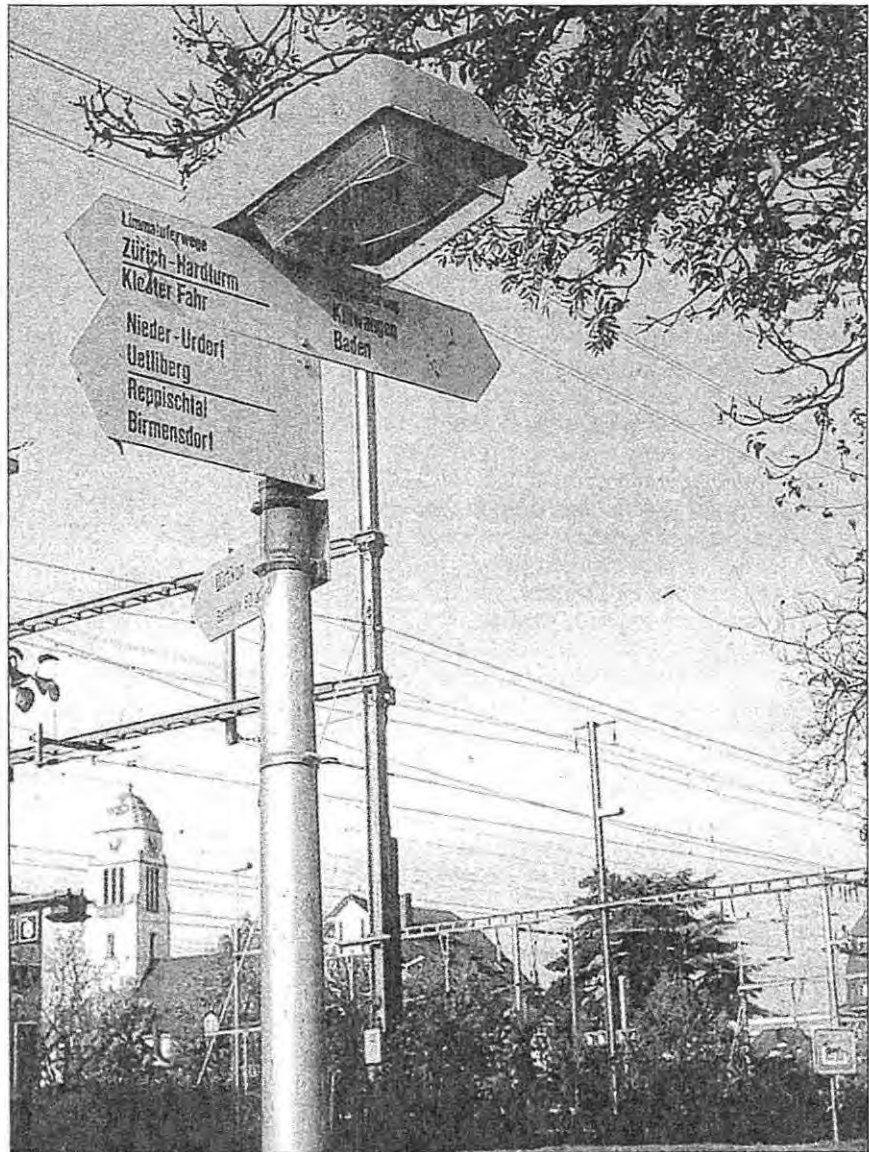
Limmattaler Tagblatt

Die Wetterprognosen für Ostern sind gut, damit kann die Wandersaison beginnen. Auch im Limmattal lassen sich schöne Routen finden. Die gelben Wegweiser gelten heute als Selbstverständlichkeit, dabei geht vergessen, dass sie einst verschwunden waren.



LIMMATTAL Wiedergefundene Pfade

Erinnerungen: Wie der Dietiker Karl Klenk die Limmattaler Wanderwege suchte und schliesslich fand. 16



Wohin des Weges? Die Zeit der ausgedehnten Wanderungen beginnt. FOTO: ZVG

Als ich in Meilen 1925 bis 1927 die Sekundarschule besuchte, befasste sich dort Sekundarlehrer J. Ess nicht nur mit den Wanderwegen am Pfannenstiel. Er studierte auch grössere Wanderprobleme. Er wollte zum Beispiel die Waldwege einer Gemeinde auf geschickte Art mit denen der Nachbargemeinden verbinden, um so durchgehende Wanderrouten zu schaffen, die zum Beispiel vom Genfer- bis zum Bodensee, von Basel bis Chiasso, durch den ganzen Jura und durch Graubünden führen sollten.

Die Angaben auf den gelben Wegweisern sollten für jedermann leicht verständlich sein, dem Wanderer klipp und klar sagen, wie lang er braucht, um zum Bergrestaurant oder zum Bahnhof zu gelangen. Wir Schüler durften daher immer wieder gruppenweise ganz bestimmte von Sekundarlehrer Ess ausgedachte Routen «abmarschieren», um die benötigte Zeit herauszufinden.

Alle mit der damals noch neuen Wanderwegbewegung verbundenen Probleme verhandelte Ess mit andern Wanderwegpionieren in andern Gemeinden und in andern Kantonen. Er war in dieser Bewegung wahrscheinlich eine der treibenden Kräfte.

Einige Jahre später, 1934, schickte mich die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich nach Dietikon, um Sekundarlehrer Schatzmann abzulösen, der aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr weiter unterrichten konnte. Drei meiner vier damaligen Kollegen an der Sekundarschule Dietikon-Urdorf waren gut doppelt so alt wie, und der Jüngste der vier, Reinhold Frei, studierte nebenbei an der Universität.

Den Turnlehrern der damaligen Zeit war empfohlen worden, zwecks körperlicher Ertüchtigung der Jugend jeden Monat mit ihren Schulklassen eine grös-

Markierungen für Wanderwege verschwanden bei Kreigsausbruch

sere Wanderung in der näheren Umgebung des Wohnorts auszuführen. Die Zusammensetzung unseres Lehrkörpers hatte nun zur Folge, dass diese Aufgabe mir zufiel. Und meine Schüler waren stets mit Begeisterung dabei, wenn wir auswanderten.

Am ersten Schönwettertag des Monats zogen wir frühmorgens mit Rucksack und mit den Kochkesseln der Sekundarschule aus. Um die Mittagszeit wurde abgekocht, gerastet und gespielt, wobei das «Blinzeln» besonders beliebt war.

Auf den längeren ebenen Abschnitten unserer Wanderungen sangen wir flotte Wanderlieder, was offensichtlich beliebter war, als im Schulzimmer französische Verben zu konjugieren.

Meist kehrten wir erst abends zurück. Dieser Unterricht endete am Mittwoch nicht schon um zwölf und an andern Wochentagen nicht schon um halb vier Uhr, was keine Schülerin und keinen Schüler störte. Wir alle schätzten diese zusätzlichen «Schulreisen» im Limmattal zwischen Baden und Zürich, Bremgarten und Dielsdorf.

Die schönen Wanderrouten über den Hasenberg und die Lägern waren vom Badener Turnlehrer Hans Ott sorgfältig ausgedacht und mit den gelben Wegweisern der Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege markiert worden. Diese Markierungen halfen uns auf vielen Abschnitten unserer Ausflüge. Leider verschwanden sie alle, als 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach. Um allfälligen ausländischen Fallschirmabspringern die Orientierung zu erschweren, waren im ganzen Land sämtliche Wegweiser, auch die gelben, abmontiert worden. Während der Kriegszeit waren wir ausschliesslich auf unsere Landkarten angewiesen.

Nach Kriegsende (1945) erschienen an den Strassen bald wieder die offiziellen Wegweiser, nicht aber die kleinen gelben an den Wanderwegen. Turnlehrer Hans Ott fand, der Krieg habe sein sorgfältig aufgebautes Lebenswerk im Einzugsgebiet von Baden vernichtet. Er wollte nicht noch einmal von vorn beginnen. Sekundarlehrer Ess reiste daher eines Tages nach Baden, um mit mir durch den Teufelskeller und über den Hasenberggrücken zum Egelsee in Kindhausen zu wandern.

Wanderwegpionier Ess besprach mit mir unterwegs die Situation im Limmattal. Bei einer Rast oberhalb Kindhausens bat er mich, mit meinen Schülerinnen und Schülern die verschwundenen gelben Wegweiser in den Dörfern des Limmattals aufzusuchen, Otts Routen so gut als möglich zu rekonstruieren und wieder mit den alten und, wo nötig, auch mit neuen Wegweisern zu versehen.

Da ich in meinem bisherigen Leben nicht gelernt hatte, vernünftig erscheinende Aufgaben abzulehnen, konnte ich auch hier nicht widerstehen. Ich versprach meinem ehemaligen Lehrer, mit der Hilfe meiner Schulklassen, die verschwundenen gelben Wegweiser zu suchen und wieder zu montieren.

Das war bedeutend schwieriger als ursprünglich angenommen. Wir versuchten in den durchwanderten Gemeinden Personen zu finden, die wussten, wo man vor vier oder fünf Jahren die gelben Wegweiser eingelagert hatte. Einige waren irgendwo bei der Feuerwehr, im «Spritzehüsli», andere im Keller des Gemeindehauses oder in Schulhauskellern.

Noch schwieriger als das Auffinden war das Wiederanbringen der Tafeln. Die Gemeindebehörden hatten in der Regel Wichtigeres zu tun, und meist wusste auch niemand mehr, wo die einzelnen Wegweiser ursprünglich aufgehängt waren. Alle, die von den Gemeindearbeitern nicht verwendet, das heisst nicht selber wieder angebracht werden konnten, nahmen wir mit ins Kellerabteil meiner damaligen Wohnung an der Bahnhofstrasse in Dietikon.

Mit der Zeit häuften sich dort die Wegweiser, die nicht hatten platziert werden können, so sehr, dass die Privatsachen meiner jungen Familie kaum mehr gelagert werden konnten. Wo könnte ein Wegweiser gehangen haben, auf dem zum Beispiel stand: «Bahnhof Spreitenbach 25 Minuten»? Aus solchen Zeitangaben musste zuerst die Distanz und dann die in Frage kommende Wanderroute herausgefunden werden.

Beim Abschreiten einer solchen Wanderung nagelten wir die einigermaßen passenden Wegweiser an geeignete Bäume und nach Rücksprache mit den Eigentümern auch an Ställe und Scheu-

Wegweiser häuften sich im Keller und verdrängten den Privatbesitz

nen. Fehlende liessen wir durch die «Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege» neu anfertigen. Dabei erfuhren wir, dass schon in der Nachkriegszeit die Wegweiser ganz beträchtliche Summen kosteten.

Pro Buchstabe musste damals 90 Rappen bezahlt werden! Wenn wir mit unserer Leiter und mit Wegweisern unterwegs waren, liess ich durch meine Schülerinnen und Schüler stets ausrechnen, was die Wegweiser gekostet hatten. Ich nehme an, dass Jugendliche, die dabei waren, später nie mutwillig Wegweiser beschädigten.

Da wir uns nur einmal im Monat auf unsern Ausmärschen mit der Neumarkierung der Wanderwege befassen konnten, schritt die Arbeit leider sehr langsam voran. Da kam uns zum Glück René Lehner aus Urdorf zu Hilfe. Am 16. November 2001 schrieb mir dieser in der zürcherischen und in der aargauischen Wanderwegbewegung sehr tätige Wanderer unter anderem: «Vor bald fünfzig Jahren übernahm ich von Ihnen die Wanderweg-Tätigkeit. Damals half mir Ihr Sohn kräftig beim Ausholzen und Markieren. Es war die Route Dieti-

kon-Egg via Honeret nach Birmensdorf. Nach meiner Tätigkeit als Steuerfachmann bei der ZKB in Zürich trat ich am 1. Januar 1988 das Vollamt für Wanderwege im Kanton Aargau an und verwaltete es bis zum 31. Dezember 2000».

Im Jahresbericht 2000 der Aargauer Wanderwege (AWW) wird René Lehner anlässlich seines Rücktritts ausführlich gewürdigt. Als vollamtlicher Geschäftsführer und Technischer Leiter der Aargauischen Wanderwege erreichte er im Jahr 2000 bei guter Gesundheit das AHV-Alter.

Als «Randzürcher» ist er in Urdorf zu Hause mit weitem Blick über den östlichen Aargau bis zum Schwarzwald. Da er sich als initiativer Wanderwegpionier im Grenzgebiet zwischen den Kantonen Zürich und Aargau betätigte, wurde ihm 1955 die Revision des Routennetzes im Bezirk Bremgarten und zwei Jahre später die Funktion eines Kreisleiters übertragen.

Der Badener Turnlehrer und Wanderwegpionier Hans Ott beauftragte ihn 1961, Marschzeitabellen für die Wanderrouten der Bezirke Baden und Bremgarten zu erstellen. Ausserdem musste er die bereits markierten Routen im Bünzetal und im Bezirk Muri und von 1978 an sogar das gesamte Wanderwegnetz des Kantons Aargau neu planen.

Als der erfahrenste Milizmitarbeiter wurde René Lehner 1981 vom Ausschuss für Wanderwege der «Aargauischen Verkehrsvereinigung» zum Präsidenten der Technischen Kommission ernannt. Später, mit seinen rund neunzig Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, schuf Lehner als der erste vollamtliche Geschäftsführer des Kantons Aargau ein gut markiertes und sorgsam gepflegtes Wanderwegnetz.

Auch die Aargauer Wanderkarte, die zurzeit in 11. Auflage im Handel ist,

Urdorfer machte sich um die Wanderwege des Kanton Aargaus verdient

widerspiegelt seit 1963 die minuziöse Nachführung und Qualitätsarbeit Lehnens. Auch im Kanton Zürich entwickelte sich die nützliche Bewegung seit den Zeiten des Wanderwegpioniers Ess in erfreulicher Weise. Einzelheiten können den sorgfältig abgefassten Jahresberichten entnommen werden. Auch die Zürcher Wanderwege führen zu wertvollen Kulturgütern, in Naturreservate und sehenswerte Landschaften.

Im Jahr 1993 zum Beispiel waren im Kanton Zürich bereits 2650 Kilometer Wanderrouen markiert. Neue Wanderwege entstanden zum Beispiel von Mettmenstetten nach Obfelden, vom Kloster Fahr nach Weiningen und von dort über Geroldswil und Oetwil nach Würenlos. Im Berichtsjahr 1993 bestellte Markierungschef Arthur Hilpertshauser 369 neue Wegweiser (im Vorjahr 549!).

Zur Aufbauarbeit gehören auch die vielen Orientierungstafeln zum Beispiel an den Bahnhöfen, die immer wieder, wie die speziellen Wanderkarten, nachgeführt werden müssen. Auf diesen Karten im Massstab 1:25 000 sind die kurzweilig und abwechslungsreich gestalteten Wanderrouen mit Wegsteigungen und -gefälle, Siedlungen, Gewässern, Aussichtspunkten und Lage der öffentlichen Verkehrsmittel sorgfältig eingetragen. Auf den neuesten Karten sind die Wege mit und ohne Hartbelag sogar farblich verschieden gestaltet.

Seit Jahren werden jedes Jahr im Kanton Zürich etwa zwanzig sehr beliebte und gut besuchte geführte Wanderungen angeboten (siehe Kasten).

***Der Dietiker Karl Klenk** (90) ist Chronist und Ehrenbürger der Bezirkshauptstadt.

AKTUELLE WANDERUNG

Am Sonntag, 5. Mai, führt die Zürcher Wandergruppe eine Wanderung über die Lägern durch. Die Wanderung startet in Baden (383 m ü. M.) und führt über die Orte Burghorn (859), Hochwacht (856), Regensberg (612) nach Dielsdorf (428). Es muss mit einer Zeit von 4 Stunden gerechnet werden. Informationen sind erhältlich bei Marianne Heusser: Telefon 01 720 13 75. (It)

(Das Ortsmuseum Dietikon berichtet von vergangenen Zeiten)

Der Dietiker Schwimmunterricht, als die Stadt noch kein eigenes Schwimmbad besass.

An einem heissen **Sommertag des Jahres 1935** überraschte ich meine Schulklasse mit der Mitteilung, der ganze Nachmittag werde ausnahmsweise zum Baden verwendet, die dadurch ausfallende Sprachstunde werde nachgeholt und das Baden könne für einmal das Turnen ersetzen.

Da ich erst kurz vorher nach Dietikon versetzt worden war und die Gemeinde nicht genauer kannte, fragte ich meine Schüler, wo denn die Dietiker Limmat-Badanstalt sei. Da wurde mir mitgeteilt, das Baden in der Limmat sei streng verboten, aber es existiere **in der Grunschen** das „Buebebedli“.

(Zwei Bilder: 1. Stelle, die mir 1935 als „Buebebedli“ gezeigt wurde, so, wie sie heute aussieht. 2. Das etwas grössere „Buebebedli“ unterhalb des Reppisch-Wasserfalls.)

Foto: Ortsmuseum erwähnen!

Von meinen Sekundarschülern, d.h. von den etwa dreissig Knaben aus zwei Klassen, die ich damals im Turnen unterrichtete, liess ich mir das erwähnte Dietiker „**Buebebedli**“ zeigen. Als ich es sah, war ich zuerst sprachlos, schüttelte den Kopf und sagte schliesslich: „Da könnt ihr doch nicht schwimmen lernen!“. Und ich begriff auch, dass kein einziger meiner damaligen Sekundarschüler schwimmen konnte.

In der Grunschen, wo der Flurweg auf einer kleinen Brücke den Kanal überquert, der von der Reppisch herkommend zum Marmorweiher hinüberführt, hatten Kinder auf einer Strecke von etwa vier Metern Länge den Kanal etwas breiter gemacht, so dass ein ovaler Tümpel entstanden war. In dem kaum knietiefen, braunen Dreckwasser tummelten sich quietschvergnügt einige kleine Primarschüler, d.h. ihr Vergnügen beschränkte sich aufs Herumwaten im Wasser und aufs gegenseitige Anspritzen.

Ich sah vor mir den dreissig Kilometer langen und sehr breiten Zürichsee, in dem ich als Primarschüler schwimmen gelernt hatte, und blickte traurig und enttäuscht auf dieses Dietiker „Buebebedli“. Wahrscheinlich sah ich sehr deprimiert drein, so dass mich ein Schüler zu trösten versuchte, indem er sagte: „Herr Klenk, weiter oben, bei der Fabrik, ist die **Reppisch** sehr tief, dort können Sie schwimmen. Aber passen Sie auf, es ist streng verboten!“

Wenige Meter oberhalb der Stelle, wo die kleinen Buben im Kanalwasser planschten, hinter dem Gebüsch gut versteckt, „badeten“ die kleinen Mädchen auf ähnlich primitive Weise, was auf einer Foto des Ortsmuseums festgehalten ist.

Aus dem Schwimmnachmittag wurde also nichts. Nicht einmal die Hälfte meiner Turnklasse hätte in diesem kleinen, offiziell zum Baden erlaubten **Tümpel** Platz gehabt. Statt uns im frischen Wasser abzukühlen, wanderten wir der Reppisch nach hinauf bis gegen Birmensdorf und durch den Honeretwald wieder zurück nach Dietikon.

(Zwei Bilder: 3a oder 3b vom Prallhang, d.h. von der tieferen Stelle bei der Fabrik, wo das Schwimmen für eine Einzelperson möglich gewesen wäre, nicht aber für eine ganze Schulklasse. 4. „Meitlibad“, Foto aus dem Ortsmuseum. *B.4c erwähnen!*)

Redaktor **Jakob Grau** (1883 bis 1968) beschreibt in einem Zeitungsartikel vom 21. April 1962 **die verschiedenen nicht offiziellen Badeplätze der Dietiker Jugend**. Im Hofackergebiet, wo heute hübsche Einfamilienhäuser stehen, war damals eine Kiesgrube, in der sich einzelne tiefer gelegene Stellen mit Regen- und Sickerwasser füllten, so dass dort, wie im näher bei Dietikon gelegenen „**Entebad**“ (in der Gegend der heutigen Asylstrasse), geplätscht werden konnte.

Auch Grau erwähnt den Kanal in der „Grunsch“; dessen Wasser heute in einer dicken Metallröhre, über die Reppisch in den Marmorweiher fliesst. Früher querte das Kanalwasser die Reppisch in einem breiten Holzkännel. Redaktor Grau schildert auch die verschiedenen etwas tieferen Stellen in der Reppisch, insbesondere die unterhalb des Wasserfalls (Siehe Bild).

Vom „Meitlibad“ weiss er, dass hier, in diesem inoffiziellen Bad, oft auch ältere Maitli sich den Fabrikstaub oder den Schweiss vom Heustampfen wegschwemmen liessen. Grau fügt bei: „Das Baden im Fabrikkanal und in der Limmat war **nicht ungefährlich**. Wiederholt ertranken Badende, und die zunehmende Verschmutzung der Limmat machte die Badefreude zum Ekel.

Als im Jahr 1906, bald nach Beginn der Badesaison, genau gesagt: am 23. Juni, wieder ein junger Mann beim Baden in der Limmat ertrank, wurde das Begehren nach einer unfallsicheren **Badeeinrichtung** laut und eine bezügliche **Motion mit 115 Unterschriften** wurde dem Gemeinderat eingereicht, die dann am 2. September 1906 vor die Gemeindeversammlung kam.

So stark war seit Jahren keine Gemeindeversammlung mehr besucht. 161 Stimmberechtigte fanden sich im katholischen Schulhaus ein. Sekundarlehrer **Wettstein**, der an der Versammlung nicht teilnehmen konnte oder wollte, liess durch Gemeindepräsident **Heinrich Fischer** seine ablehnende Stellungnahme verlesen, gegen welches Novum der Beeinflussung durch einen Abwesenden aus der Mitte der Versammlung sofort scharfer Protest erhoben wurde unter Androhung eines Rekurses im Wiederholungsfalle.

Die von **Jakob Grau** im Auftrag der Sozialdemokraten begründete Motion wurde, wie vorauszusehen war, mehrheitlich abgelehnt, nachdem der Gemeinderat erklären liess, er wolle die Verbesserung der Badegelegenheit in der Reppisch einer Prüfung unterziehen. Die Einlösung dieses Versprechens liess aber lange auf sich warten.“

(Fortsetzung folgt).



Karl Klenk, Sekundarlehrer in Dietikon von 1934 bis 1984.